

Breitkopf

Das Werk



Plastik von Kurt Zimmermann, Düsseldorf

Helden kämpfen nie vergebens.
Kann man ihren Sieg nicht melden,

So entstehen neue Helden
Aus dem Opfer ihres Lebens.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XXI. Jahrg.

Düsseldorf



Dezember 1941

Heft 12

Das Werk

XXI. Jahrg.

Düsseldorf, Dezember 1941

Heft 12

Das deutsche Volk und seine Soldaten arbeiten und kämpfen heute nicht nur für sich und ihre Zeit, sondern für kommende, ja fernste Generationen. Eine geschichtliche Revision einmaligen Ausmaßes wurde uns vom Schöpfer aufgetragen, die zu vollziehen wir nunmehr verpflichtet sind.

Der Führer vor dem Deutschen Reichstag am 11. Dezember 1941.

Es weinten Mütter,
daß starben die Söhne,
daß starben die Männer.

Einst trugen den Keim sie,
hegten die Blüte —
nun müssen sie weinen
der fallenden Frucht.

Weint nicht ihr Mütter.
Früchte fallen im Wind
oder der Schnitter
tritt hinzu und schneidet sie ab.
Die Ernte
hat das Geschick
nicht in die Kraft
des Baumes gelegt.

Weint nicht ihr Mütter
fallender Söhne.

Was wären Siege
ohne den Tod von Helden?
Da ihr sie unter dem Herzen
getragen,
habt ihr nicht manche selber gebetet:
„Laß mich, mein Schloß,
Helden gebären.“
Da standet ihr selber
heimlich im Bund gegen sie
mit dem Tod.

Weint nicht ihr Mütter.
Immer verliert ihr.
Helden fallen
und Söhne gehen von Müttern.
Das sind alles
einfache Gesetze,
einfache Rechte,
Atem und Lidschlag
ungeheuren Geschehens.

Rudolf G. Binding.



Unsterbliche Soldaten.

Von der Überwindung des Todes durch den Geist.

Von Dr. Max Simoneit.

Das heldische Sterben im Kriege ist der Gegenpol irdischen Geschehens und menschlichen Erlebens, der die schönsten Blüten menschlicher Seelengröße zur Entfaltung zu bringen vermag: die Begeisterung, die pflichterfüllte Hingabe, die Tapferkeit und die Treue. Stünde nicht der Tod über allem Soldatendasein in seiner magischen Unerbittlichkeit, so würden auch dem durchgeistigten Leben seine höchsten Steigerungsmöglichkeiten genommen sein. Der Tod gehört zum Leben wie der Schatten zum Licht — das Licht verkümmerte zum Nichts, würden wir nicht auch die Dunkelheit der Nacht in Unausweichbarkeit zu erleben haben.

Vom deutschen Soldaten wird verlangt, daß er das Sterben nicht zum Problem erhebt. Das Sterben soll sich im Falle der schicksalhaften Notwendigkeit in das Leben einfügen, so daß eine harmonische Einheit: „der Dienst für das Vaterland“ daraus wird. „Leutnant sein heißt seinen Leuten vorleben, das Vorsterben ist dann nur ein Teil davon.“ So hat Walter Fleg dem Sterben im Nachdenken des deutschen Soldaten den richtigen Stellungswert verliehen.

Aber die große Disziplin solcher Forderungen und die Erhabenheit jener bedeutenden Einsicht in die Einheit von Leben und Tod vermögen auch im Soldatenleben nicht die Liebe zum Leben zum Schweigen zu bringen und damit auch nicht die Frage nach dem Wesen des Sterbens.

Die Furcht des Menschen vor dem Tode entspringt einem Mangel an Einfügung in das Lebensgesetz. Mit dem Leben ist der Tod gesetzt: „Sobald wir anfangen zu leben, drückt oben das Schicksal den Pfeil des Todes aus der Ewigkeit ab — er fliegt so lange, als wir atmen, und wenn er ankommt, so hören wir auf.“ (Jean Paul.) Ein solches unveränderliches Gesetz verlangt billigende Einfügung.

In seinen natürlichen Regungen wird der Mensch die Todesfurcht immer erleiden müssen, so sehr er sie auch zu bannen sich bemüht. Die Überlegenheit des Geistes über das Körperliche sollte ihm aber auch die innere Überlegenheit über den Tod ermöglichen.

Das bewußte Leiden des Menschen um das Sterben entspringt der Unerforschbarkeit dessen, was jenseits der Lebensgrenze liegt, der Trauer über die Trennung von liebgewordenen Menschen und der Wehmut über die Unvollkommenheit des Lebenswerkes.

Das wirkliche Wesen des Sterbens und des Todes bleibt uns ewig ungewiß, weil sich der Mund der Kundigen zu ewigem Schweigen unabänderlich verschließt, und der Tod nicht Inhalt unserer irdischen Erfahrung ist. Eine beredte Sprache aber vermögen die letzten Spuren der das Leben zum Abschied grüßenden Seele im Gesicht des Toten zu hinterlassen. Mit der Größe der geschwundenen Seele wächst auch die Größe des Sieges über den Tod, von dem die Sprache der Totenmaske im Falle des natürlichen Verlöschens des Lebens immer kündigt. Und beschloß bei großen Soldaten und Staatsmännern das Sterben ein von Erfolg gesegnetes Schaffen, dann liegt

über den Zügen des in Ewigkeit Entschlafenen fast immer ein erhabener Schimmer beginnender Seligkeit.

Aber auch vom Leben kündigt das tote Gesicht der steinernen Maske, wenn es gelungen war, sie unmittelbar nach dem Verlöschens zu gestalten. In solchen glücklichen Fällen gibt sie häufig wesensechtere Züge wieder, als das vom Verstand und vom Willen gehaltene Gesicht im Leben selbst sie zu zeigen vermag. In den Augenblicken des Sterbens fallen die Hemmungen — fällt die Maske, die der mit den Nöten des Lebens belastete Mensch seinen Mitmenschen zu zeigen pflegt. Hüllenlos stellt sich die Seele dem Tode entgegen und wächst zum letztenmal zu ihrem Totalwesen empor, so wie es der Schöpfer und das Leben gestaltet haben. Die Totenmaske verliert dann ihren Maskencharakter und wird zum echten Totengesicht. Rein und mit erhabener Gelassenheit schauen uns die Züge Gestorbener in der Stunde des Todes an — im Herzen der Schauenden tiefe Ehrfurcht erregend.

Die toten Gesichter leben durch den Geist, wenn dieser das ganze Leben beherrscht hat. Dann drängt sich in ihnen in glücklichen Fällen so viel vom persönlichen Erleben zusammen, daß ihr Ausdruck ein echtes Bekenntnis zum wirklichen Wesen ihrer Träger wird. Kaum einem solcher Gesichter fehlt als wesentlicher Ausdruck die Reinheit der Seele. Alles ist rein beim unmittelbaren Hervorgehen aus der Hand des Schöpfers — alles wird wieder rein durch die Erfüllung des Lebens mit Leistung und Kampf. Geburt und Tod haben in der Schöpfung ihren gemeinsamen Ursprung und Sinn, und das schöpferische Leben übergibt dem Tod immer ein erhabenes Mehr an Geist und Seele.

Aber nicht nur vom Wesen des Lebens, sondern auch vom Wesen des Sterbens kündigt das tote Gesicht. Der letzte Gedanke an die diesseitige und der erste Blick in die jenseitige Welt berühren sich in einmaliger Weise, und diese Einmaligkeit reißt mit tiefster Erschütterung das Totalwesen des Sterbenden in die Sterbestunde hinein. Trotz aller Todeskämpfe glätten sich die Züge schnell, und die erhabene Ruhe der nunmehr ewigen Form sagt uns, daß der Tod viel weniger Kampf als erhabener Friede ist.

So wird die innere Beziehung des Todes zum Leben klar: Mit dem Leben ist der Tod gesetzt, und mit der Unentrinnbarkeit ist die stärkste Anregung zur Überwindung der Furcht vor dem Tode gegeben.

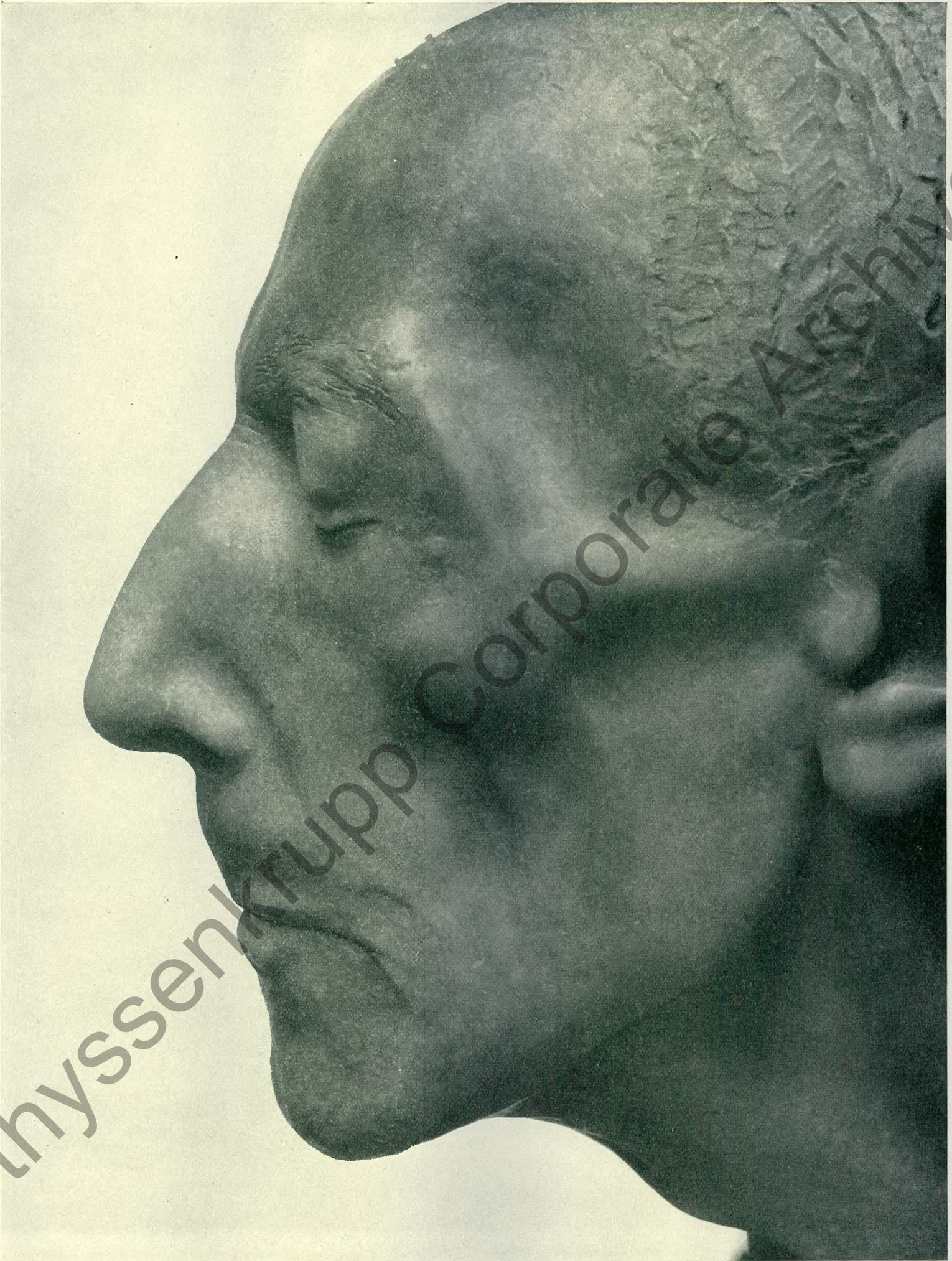
Wir alle wandern vom Leben zum Sterben in unabänderlichem Gesetz. Wir unterstehen diesem Gesetz — sowenig wir es in der Blüte des Lebens anzuerkennen geneigt sind. Aber wir sind keine Opfer des Todes, er steht uns nicht gegenüber wie eine feindliche Macht, sondern er gehört zu unserem Wesen wie sein Gegenwert, das „Leben in rosigem Licht“. Und wenn wir so den Tod verstehen, dann dürfen wir nicht aufhören, das Leben zu lieben, das uns nur einmal geschenkt wird als köstliches Dasein trotz aller Mühe und Not. Gewiß ist es „der Güter höchstes nicht“, aber es gibt dem Menschen Gelegenheit zur höchsten Steigerung seines Wesens durch Kampf und Liebe in seltsamer Vermählung.

Friedrich der Große:

Bis zum letzten Atemzuge werden
meine Wünsche dem Glücke des
Staates gelten. Möchte er stets mit
Gerechtigkeit, Weisheit und Stärke
regiert werden! Möchte er durch die
Milde der Gesetze der glücklichste,
durch ein Heer, das nur nach Ehre
und edlem Waffenruhm trachtet, der
am tapfersten verteidigte sein! Möchte
er blühen bis ans Ende der Zeiten!

Die historische Größe außerordentlicher Menschen rückt sie in eine seelische Ferne, die sie unirdisch erscheinen lassen kann. Der Große König hat aber durchaus irdisch gelebt und gelitten, gerungen und gesiegt. Allerdings hob ihn der hohe Grad von Durchgeistigung seines Wesens auf einen geistigen Thron, der den seines wirklichen Königtums noch wirksam überragte. Er war kein Feldherr und Staatsmann der urwüchsigen Triebhaftigkeit oder des dunklen Abenteurers, sondern der innerlichsten Verantwortlichkeit. Ihn drängten nicht instinktive Kräfte, sondern Ideen und Ideale. Ihr ewiger Glanz veredelt auch die Züge des toten Königs.

Hier ist vom Feuer königlicher Leidenschaften vollkommen ausgeglühtes Leben zum Denkmal erhabener Majestät erstarrt. Der Geist ist nicht gewichen, sondern hat sich in die innerste Tiefe im Siegesbewußtsein des Geleisteten und in der weisen Achtung vor dem im Kämpfen und Forschen Nichtleistbaren zurückgezogen. Er hat die Augen in jene dem Schauenden unverfolgbare Tiefe mitgenommen und auch die früher so häufig zu spitzigem Lächeln bereiten Wangen nach innen gezogen, stillgelegt und in sich selbst verankert. Das Ganze aber bleibt dem Leben in würdevoller Überlegenheit zugewandt, stößt doch dies hoheitsvoll erhobene Haupt immer noch leistungsstolz in den irdischen Raum.



Scharnhorst:

Wäre es möglich, nach einer Reihe von Drangsalen, nach Leiden ohne Grenzen, aus den Ruinen sich wieder zu erheben, wer würde nicht gern alles daran setzen, um den Samen einer neuen Frucht zu pflanzen, und wer würde nicht gern sterben, wenn er hoffen könnte, daß sie mit neuer Kraft und Leben hervorginge!

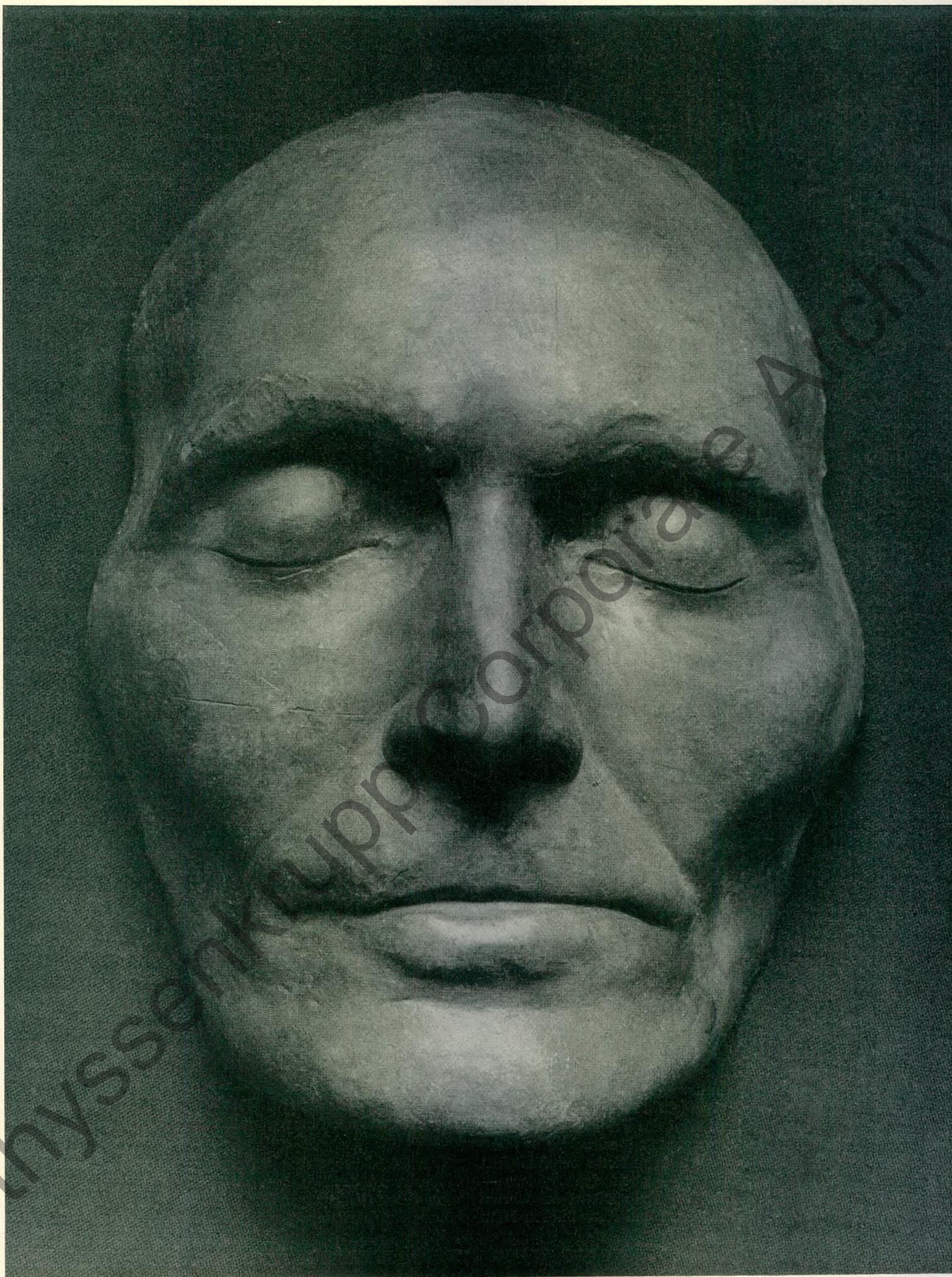
Aber nur auf einem Wege ist dies möglich: Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, dies ist alles, was wir tun können.

Der mit allgemein geistigen, militärischen und politischen Fähigkeiten wohlausgestattete Soldat wurde zwischen 1807 und 1813 zum guten Geist des um sein Dasein kämpfenden Preußens durch die seltsame Ruhe seines erhabenen Menschentums. Er beantwortete Erregung nie mit Erregung, Gemeinheit nie mit Gemeinheit, Intrigen nie mit Intrigen, sondern antwortete dem Unedlen mit der alles entwaffnenden Lauterkeit des Charakters:

„Keiner war wohl treuer, reiner.
Näher stand dem König keiner,
Doch dem Volke schlug sein Herz.“

Solche Menschen können auf dieser Erde nur in innigem Kontakt mit dem Ewigen leben. Aus diesem Kontakt floß der nie versagende Strom des in der Güte und in der Sachlichkeit gleichermaßen treuen Kopfes der preußischen Militärreformen jener schweren Jahre.

In dem Gesicht des toten Scharnhorst steht zwar der Kummer geschrieben, den Familienunglück, Staatsnot und Kriegserlebnisse in seine Seele hineingetragen hatten. Sein Ausdruck ist aber verklärt durch das Insichruhen des gerechtigkeitsgläubigen und weisen Menschen. Ihn trieb nicht der unruhige Haß gegen den Erzfeind Preußens, sondern das Wissen um sinnvolle Schicksalsgesetze, die er in der souveränen Ruhe des die letzten Lebensgeheimnisse Ahnenden gelassen ablaufen ließ. Er schloß aber die Augen mit dem in seinem Mundaussdruck noch wirksamen Bewußtsein des unerbittlichen Richters, der Sühne für schwere Schuld zu fordern hatte. Siegesfreude war ihm versagt — sein Leben blieb ein Opfergang für Preußen. So war es ganz in seinem Sinne, daß ihn gerade eine auf dem Schlachtfelde erhaltene Wunde sterben ließ.



Moltke:

Autorität von oben und Gehorsam von unten, mit einem Wort Disziplin, ist die ganze Seele der Armee. Im Kriege wiegen Eigenschaften des Charakters schwerer als die des Verstandes, und mancher tritt auf dem Schlachtfelde glänzend hervor, der im Garnisonleben übersehen wurde. Beim kriegerischen Handeln kommt es oft weniger darauf an, was man tut, als darauf, wie man es tut. Fester Entschluß und beharrliche Durchführung eines einfachen Gedankens führen am sichersten zum Ziel.

Dieser Feldherr, Gelehrte, Dichter und Zeichner war ein Totalgenie. Er lebte nach innen und baute dort seine Welt nach geistigem Gesetz. Das große Schweigen war Ausdruck dieser inneren Welt, für die Worte unzureichend oder unwesentlich erschienen. Im Handeln aber wurde der äußeren Welt mit mathematischer Sicherheit und charaktvoller Folgerichtigkeit das Gesetz des Geistes aufgezwungen. Moltke verstand „zu wägen“ und durfte deshalb Großes wagen. Das Gewagte war aber immer ein Errechenes, und die Gewißheit der Rechnungsrichtigkeit ermöglichte ihm die souveräne Ruhe des Wartens auf das Reifen des Erfolges.

Der tote Mund scheint weniger zu schweigen als der lebende. Wie Moltke im Leben in zartester Feinfühligkeit bei guter Musik jede Unruhe — auch den Applaus — ablehnte, so scheint er auch im Tode mit leisen Worten den Tod begrüßt zu haben. Auge und Nase blieben kühn

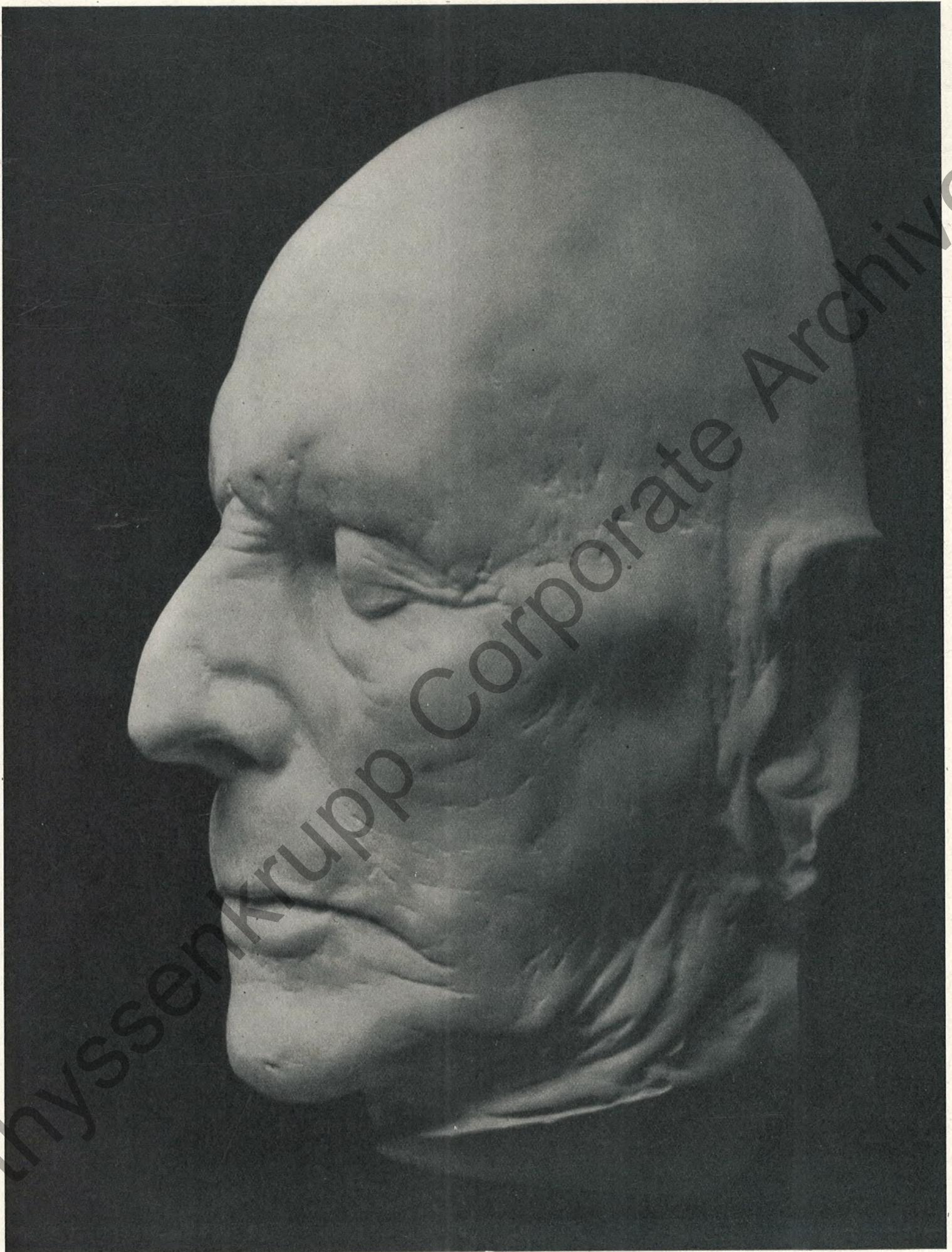
geradeaus gerichtet: das Ziel, die Ewigkeit, nie aus dem Sinn verlierend.

Dieser Mensch kannte keinen Sieg des Leides, und er hat auch den Tod nicht als Sieger anerkannt:

„Wozu die tausend Freuden von Liebe und Freundschaft, die uns mit Gegenwart und Vergangenheit verbinden, wenn es keine Zukunft gibt, wenn alles mit dem Tode aus ist!“

So ist er als unbesiegbare Soldat in die Ewigkeit geschritten, von der er in seinen weisheitsvollen „Trostd Gedanken“ gläubig bekannte:

„Es ist schwerer das Nichts als das Etwas zu denken, ... schwerer das Aufhören als die Fortdauer. Unmöglich kann dieses Erdenleben ein letzter Zweck sein ... Eine höhere Bestimmung müssen wir haben ...“



Boyen:

Der aus Pflicht- und Ehrgefühl geleistete Gehorsam ist ohnstreitig die vorzüglichste Gattung, er ist das Motiv, welches, wenn es alle Kriegerklassen belebt, die innere Kraft des Heeres nur noch verstärken muß.

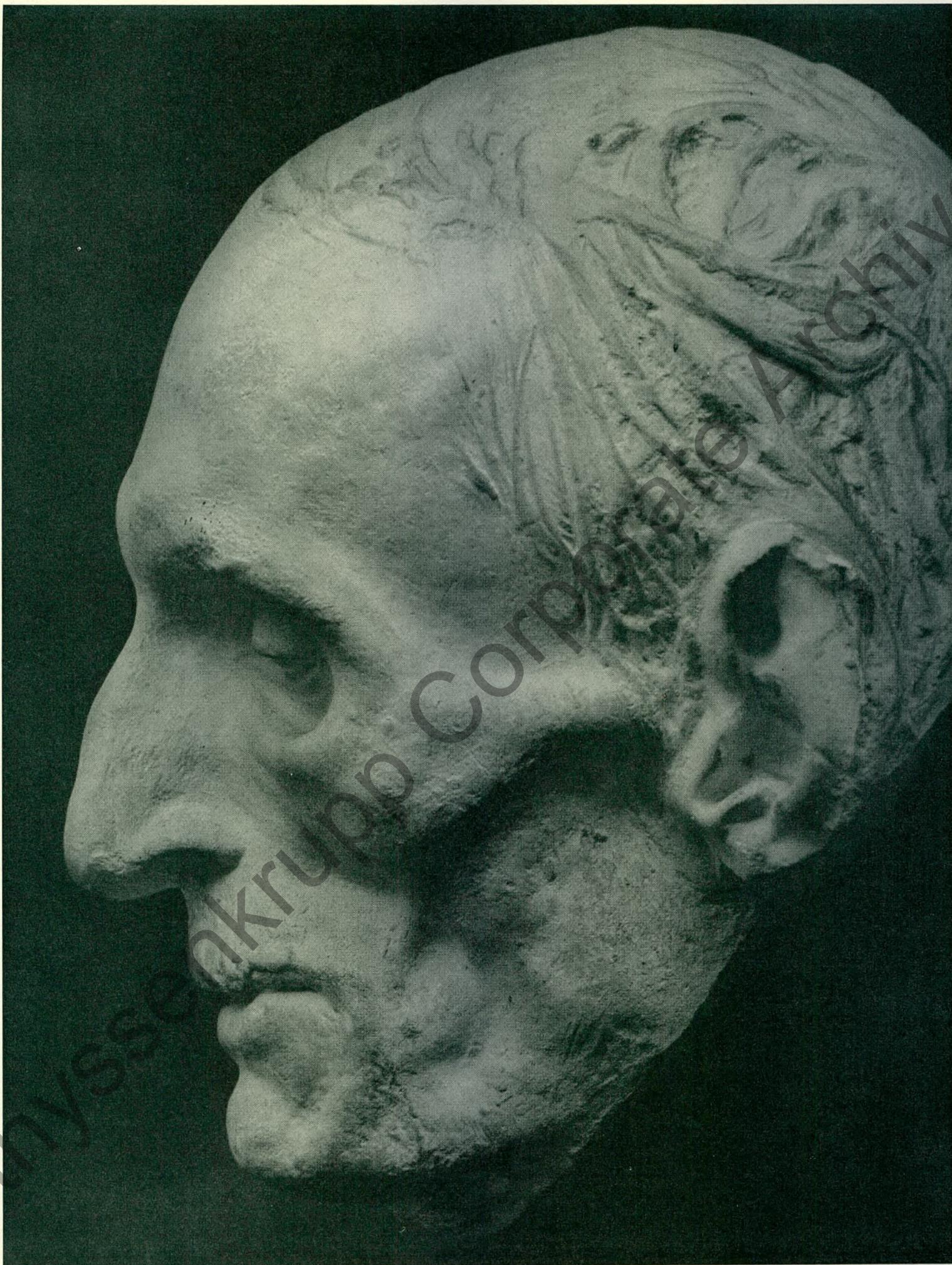
Das Gelingen einer Kriegshandlung ist nur durch die bereitwillige Aufopferung der einzelnen Mitstreiter zum Wohle des Ganzen möglich, ihr Erfolg hängt von günstig benutzten Augenblicken ab und ist also nur durch unbedingtes Gehorchen in der Ausführung gesichert. Die größte Verstandeskraft auf einem untergeordneten Standpunkt kann niemals auf den Überblick Anspruch machen, um im Augenblick des Handelns sämtliche Motive des Anführers gehörig würdigen und, darauf gestützt, tadeln zu können.

Boyen war gleichzeitig Soldat und Politiker von hohem Rang. Soldatentum und Politik wuchsen in ihm philosophisch zusammen. Er philosophierte schon in jungen Jahren über das Verhältnis vom Individuum zum Staat und schrieb „Fragmente zur Volkserziehung“. Die „Allgemeine Wehrpflicht“ galt ihm nicht nur als militärpolitische, sondern auch als kulturpolitische Aufgabe. Er trug in der Tiefe seiner Seele das soldatische Herrentum friderizianischer Prägung, kam aber dem fortschrittlichen Zeitgeist mit seinem von politischen Notwendigkeiten ausgerichteten Verstande durchaus entgegen:

„Die Zeit will nicht Worte, sie harret der Taten,
Das Leben begehrt eine neue Gestalt.
Wir sollen uns nicht in abstracto quälen,
Nein! Praktisch das Neue dem Alten vermählen.
Die Klugheit geht über Verbot und Gewalt.“

So dichtete der siebzigjährige Kriegsminister und war bitter enttäuscht, als der „Fortschritt“ sich allmählich zum Materialismus zu entwickeln drohte.

Im Tode ist sein Körper schnell zerfallen. Das Gesicht wirkt ausgeglüht und doch nicht tot. Man glaubt, nur noch Geist zu sehen, der vom Licht des Überirdischen bestrahlt wird und durch den toten Körper hindurchleuchtet. Die im Leben immer tätig gewesene Seele hat sich beschaulich nach innen gewandt und in ehrfurchtsvoller Verneigung vor dem großen „Stirb-und-Werde-Gesetz“ zu ewiger Besinnung gesammelt: Der im Frieden und im Kriege große Kämpfer hat seinen Frieden gefunden. Wie zu ewigem Nachdenken scheint das Haupt geneigt, und Auge und Mund drücken tiefste Versunkenheit aus. So hat der im Leben immer denkende tätige Mann in der Haltung die Grenze des Lebens überschritten, die für sein Leben die charakteristische war.



Ein Weihnachtsbrief.

Weihnachten 1915 schrieb Walter Flex, der Dichter und Offizier, in einem Unterstand an der Ostfront an seinen Freund Hans Herding:

„Mein lieber Hans!

Das war nun sehr schade, daß wir in der Heimat so nahe aneinander vorbeifahren mußten. Aber das ist doch nicht das Schlimmste. Gottlob konnten wir gestern am heiligen Abend doch aneinander denken als Lebender an einen Lebenden und in eine Zukunft träumen, wo man einander gegenüber sitzt und plaudert. Als Kinder hatten wir an unserem Weihnachtsbaum stets jedes seinen eigenen Ast und ein eigenes Lichtchen darauf, das wir eifersüchtig mit herabgetropftem Wachs speisten und wieder speisten, daß es als letztes niederbrenne. Als ich gestern abend in unser kleines stirkendes Kussenbäumchen in meinem vereisten Unterstand blickte, da schien mir auch jedes Lichtchen einen Namen zu haben. Mit vielen war ich still beisammen, die ich liebgehabt habe, und als das letzte Lichtlein erlosch, war mir nahe ein im Kriege gewonnener und verlorener Freund Ernst Wurche, den ich bei Posminetze begraben habe. In Stunden, wo mir die Toten so nahe sind, ist mir wohl; nur der Kreis der Lebenden ist enge geworden. Du schreibst mir so oft und treu, sei mir nicht böse, wenn ich seltener schreibe; ich halte mich darum nicht weniger herzlich an den Lebendigen, der mir geblieben ist. Aber das Zusammensein mit den Toten bringt es mit sich, daß man stiller wird und sich mit dem Aneinanderdenken begnügt. Die paar Worte, die man zu Papier bringt, scheinen so kahl und ärmlich neben dem lebendigen Verkehr, den man in Träumen und Erinnern pflegt.

Das Göttliche sitzt im Menschen, wie der Vogel in der Dornenhecke, man muß nur auf sein Singen hören und nicht auf die Dornen sehen. Augen, Ohren und Lippen zu gegenüber allem Kleinlichen, und die ganze Seele verschwendet an die Stunden, Dinge und Menschen, in denen uns das Schöne begegnet – das ist die ganze Lebenskunst.

Ich bin jetzt, nachdem das Argste der körperlichen und nervösen Ermattung durch den Bewegungskrieg vorüber ist, dabei, meine Erinnerungen an Ernst Wurche niederzuschreiben, und immer mehr werden dabei alle meine Kriegserlebnisse ein Erleben dieses reichen, schönen Menschen...

Weihnachten wirst Du soviel an mich wie ich an Dich gedacht haben und wirst wohl einen Brief von mir vermißt haben. Ich wollte, Du wärst am heiligen Abend hier bei mir gewesen und hättest neben mir an der Brustwehr auf die Weihnachtslieder gelauscht, die aus den Gräben am See und unter der Erde hervor leiser und lauter in das Schneegestöber klangen. Dann hätten wir uns ohne Worte mehr gesagt, als die längsten Briefe es können.

Herzlichst Dein Walter."



Von der großen Bewährung.

Brief eines Vaters an seinen Sohn.

Mit vier Zeichnungen von Josef Arens.

Ich habe Deinen Brief erhalten und danke Dir dafür herzlich. Obwohl Du keine Namen von Landschaften und Städten nennst, ahne ich doch, daß Du in diesen Tagen in einer jener Landschaften weilst, in denen ich vor vierundzwanzig Jahren, so wie Du heute, kämpfend stand. Wir haben, als wir vor Jahren in den Winterabendstunden um die Lampe sitzend an Hand meiner Kriegsaufzeichnungen und der Hefte von den Schauplätzen des Weltkrieges, die ihr Herausgeber Erich Otto Volkmann so schön und ergreifend „Unsterbliche Landschaft“ genannt hat, nicht gedacht, daß Du selbst schon so rasch den für uns Deutsche durch das Blut unzähliger unserer Soldaten geheiligten Boden betreten würdest. Zwar hattest Du den Wunsch geäußert, die Kriegerfriedhöfe bei Verdun, an der Somme oder bei Langemarck zu besuchen, und ich hätte keinen Augenblick gezögert, Dir diesen Plan zu ermöglichen, da ich immer der Meinung war und bin, daß möglichst viele junge Deutsche an diese Ruhbestätten unserer Gefallenen, die wirkliche Heiligtümer der Nation sind, geführt werden sollen. In anderer Form, als wir damals planten, ist nun Dein Wunsch erfüllt worden. Du wolltest nicht mit einer der Reisegesellschaften dorthin fahren, Du wolltest allein oder nur mit wenigen Freunden vor die Gräber treten; nun bist Du

nicht allein dort, sondern in der größten und vielleicht schönsten Kameradschaft, die es geben kann: mit dem für unser Reich kämpfenden Heer.

Ich fühle mit, was Deine Seele erfüllt: ich will keine Worte darüber machen und will auch nicht von dem sprechen, was unsere Heere unter ihrer genialen Führung vollbracht haben. Es ist die Stunde der Tat und nicht der Worte. Ich muß in diesen Tagen oft an ein Wort Goethes denken, das er über Beethoven geschrieben hat: „Was aber ein solch vom Dämon Besessener ausspricht, davor muß ein Laie Ehrfurcht haben, denn hier walten die Götter und streuen Samen zu künftiger Einsicht.“ Ich glaube, diese Worte ließen sich auch über das Geschehen unserer Tage wiederholen.

Indessen willst Du von uns hören. Kann ich aber von unserem Leben etwas berichten, das neben dem standhält, was Ihr vollbracht habt? Ich möchte es wohl können, aber ich fürchte, es wird nicht möglich sein. Ich glaube aber, es interessiert Dich, zu hören, daß ich in diesen letzten Monaten sehr häufig zu den großen Werken der Weltliteratur gegriffen habe, um sie, die ich ja längst kenne, wieder zu lesen. Ich war nicht mehr imstande, Bücher zu lesen, die nicht vor diesem gewaltigen Geschehen unserer Gegenwart standhielten.



Nichts sagten mir die Romane, wenig die klugen Bücher der gescheiterten Köpfe. Da griff ich denn wieder zu den Werken, die Jahrhunderte und Jahrtausende überdauert und damit eine große Bewährungsprobe bestanden haben. Ich las Homer und Plato, Aischylos und Sophokles. Ich vertiefte mich wieder in die Gesänge von Dantes Göttlicher Komödie, die uns eben in einer neuen, gütigen und schönen deutschen Übersetzung dargeboten wurde, und las auch eine Reihe der großen Dramen Shakespeares. Auch Goethe, Hölderlin und Kleist waren in meinen Händen, und manches andere der großen, ewigen Bücher der Menschheit hättest Du an den langen Abenden vor mir liegen sehen können. Ich glaubte, diese Werke sehr gut zu kennen, viele von ihnen habe ich häufig gelesen. Aber nun in dieser Gegenwart, da in gewissem Sinne alle Werte bedroht sind, da sie sich abermals bewähren müssen, sprechen mich diese Ur-Werke der Menschheit mit einer neuen Kraft und einer neuen Gewalt an. Es war mir, als bewähre

sich das Dichterwort erst in Notzeiten in seiner ganzen Macht und seiner großen, stillwirkenden Gewalt. Sie haben nichts mit dieser Zeit zu tun, diese Gesänge Homers und Dantes, diese Szenen Sophokles' und Aischylos' sind durch die Jahrtausende von unserer Gegenwart getrennt, und die Menschen Shakespeares, was gehen sie uns an? Sie kennen unsere Sorgen und unsere Nöte nicht, sie scheinen keine Antwort auf die Fragen geben zu können, die uns gestellt sind. Und doch war es mir, als seien alle diese Werke auf eine sehr innerliche Weise mit dem Geschehen dieser Zeit verwandt. Ich empfand, während ich diese Werke wieder las, die große Verwandtschaft alles Gewaltigen und Außerordentlichen. Ich fühlte, wie nahe der große Dichter, der ein großer Weltgestalter ist, dem Helden und dem Ordner der menschlichen Schicksale steht, und erlebte nachhaltiger als je in friedlichen Tagen, daß die Worte hier in diesen Dichtungen Laten sind. Was ich erlebte, läßt sich nur sehr schwer umschreiben.



Vielleicht lächelst Du und sagst, ich suche Unvereinbares zu vereinen. Vielleicht sagt Dir auch Dein Wissen, jene großen Dichtungen und diese von kriegerischen und das Anflitz des Abendlandes verändernden Gewalten erschütterte und heimge suchte Gegenwart seien unvereinbar. Mir aber sagt das Erlebnis: sie gehören zusammen, weil beides, die Taten und die Werke, in dem innersten Urkern der Menschen ihren Ursprung haben. Nichts zeigt uns deutlicher diese innere Verwandtschaft, als die große tröstliche Kraft, die die ewigen Werte der Dichtung dem andächtigen Leser gerade in Zeiten wie den gegenwärtigen gewährt. In Kampf- und Notzeiten kann nur trösten, was selbst aus der Überwindung von Kampf und Not erwachsen ist. Freilich dürfen wir diese Werke nicht lesen, um sie zu genießen oder um uns zu zerstreuen, wir müssen sie lesen und die umfassenden Gewalten und Kräfte — welche Fülle der Dämonenkräfte sind in sie eingeschlossen — auf uns wirken lassen. Wir müssen uns ihnen mit erschüttertem Herzen nahen oder mit einem Herzen, das sich erschüttern lassen will, das offen ist für die großen, das Dasein der Menschen bedrohenden, aber auch erhebenden Gewalten. Das ist kein leichtes Lesen und wirkt besonders erschütternd in Zeiten wie den unseren, in denen die Worte eines Dichters auf die Zeitenwaage gelegt werden, in denen im buchstäblichen Sinne auch die großen Werke der Kunst, die die Jahrhunderte überdauert haben, um Sein oder Nichtsein kämpfen müssen. Mit wem kämpfen? wirst Du mich fragen. Mit unseren Forderungen und Ansprüchen an sie. Denn was in den Stunden der Entscheidung nicht vor unseren aus dem Kampf um Sein oder Nichtsein heraus diktierten Forderungen besteht, das wird für lange, oft sogar für immer unser Vertrauen verloren haben. Auch für die großen Werte, die der schöpferische

Geist, die gestaltende Seele des Abendlandes hervorgebracht hat, ist in unseren Tagen eine Zeit der Entscheidung gekommen. Aber sie werden bestehen. Aus meinem eigenen Erlebnis wage ich zu schließen, daß sie sich vielen Menschen dieser Zeit ganz neu offenbaren werden.

Es ist mir, als hätten die Blitzstrahlen des Gewitters, das jetzt über das Abendland hinwegzieht, aus dem Gefüge dieser Werke neue, bisher unbekannte Partien herausgehoben. Das aber ist ein Zeichen dafür, daß diese großen Dichtungen noch jung sind und auch in der Zukunft des Abendlandes ihren Platz bewahren werden. Denn ich kann nicht glauben, daß mein Erlebnis mit den großen Werken der Dichtung ein Einzelfall ist, vielmehr höre ich von Freunden und Nächsten, daß auch sie, soweit ihnen die Forderungen des Tages Zeit und Ruhe gewähren, sich mit der Dichtung einzulassen, zu den altbewährten Werken gegriffen und Ähnliches erlebt haben. Ich höre auch, daß es ihnen beim Erlebnis der großen deutschen Musik ähnlich ging. Mein Freund S. schreibt mir, daß er nie die wunderbare, erhebende und überwindende Kraft der Beethoven'schen Musik so erfahren habe wie jetzt, da er einer Auf führung der Eroika beigewohnt habe, und dies an einem Tage, da seine Seele erfüllt gewesen sei von der Botschaft der gewaltigen Kämpfe und Siege im Osten. Bisher, so sagte er mir, habe er um das Kämpferische in Beethoven gewußt, jetzt aber habe er es als unbestechliches Erlebnis erfahren.

Aus all dem aber scheint mir doch die Tatsache hervorzu gehen, daß die großen Äußerungen der Menschen, obwohl sie sich in so verschiedenen, fast nicht mehr als verwandt erkennbaren Formen darstellen, auf eine tiefe Verwandtschaft der Taten und Werke hervorbringenden Menschen hindeuten. Über die Jahrhunderte und Jahrtausende hin grüßen sich die



Gestalter der unvergänglichen Werke wie die Glieder einer Familie. Die Schöpfer der großen Tragödien stehen neben den Gestaltern der ewigen Musik, die großen Helden und Führer neben den Ordenern des menschlichen Lebens. Die wahrhaft Großen haben immer um diese Verwandtschaft gewußt und haben sich mit Stolz zu ihr bekannt, aber auch die Völker waren ihrer in ihren guten Stunden eingedenk, indem sie den Dichter neben den König stellten. Und ein Wort, wie es Beethoven über Napoleon ausspricht, deutet auf dieses Wissen hin: „Was für ein Unglück, daß ich das Kriegsführen nicht so gut verstehe wie die Musik, ich würde ihn schlagen.“

Epochen wie die, in der wir leben, sind für die Völker Epochen des Gerichts und der Bewährung. Doch auch jeder einzelne hat sich in ihnen zu bewähren, äußerlich, vor allem aber auch innerlich. Die großen Werke der Menschheit sind alle aus solcher Bewährung hervorgegangen, und darum geben sie uns heute die Kraft, daß wir in der Stunde der Bewährung selbst bestehen können. Wie ich Dir schon schrieb,

sind aber auch die großen Werke selbst zur Bewährung aufgerufen, so daß nichts von diesem Gerichtstag ausgelassen wird. Was aber nun besteht, das wird uns in einen neuen Welttag begleiten müssen, und wir werden uns, wenn dieser Krieg beendet sein wird, daran erinnern müssen, was uns in Zeiten der Gefahr innerliche Hilfe gab; wir werden uns im Frieden an diese Werke halten müssen, daß nicht die Zeit des äußeren Glückes zu einer Zeit der inneren Armut werde.

Das war es, was ich Dir von uns schreiben wollte. Vielleicht vermagst Du zu erwägen, welche eine Beglückung es für mich bedeutet, Dir das schreiben zu dürfen.

Alfred Herxheimer

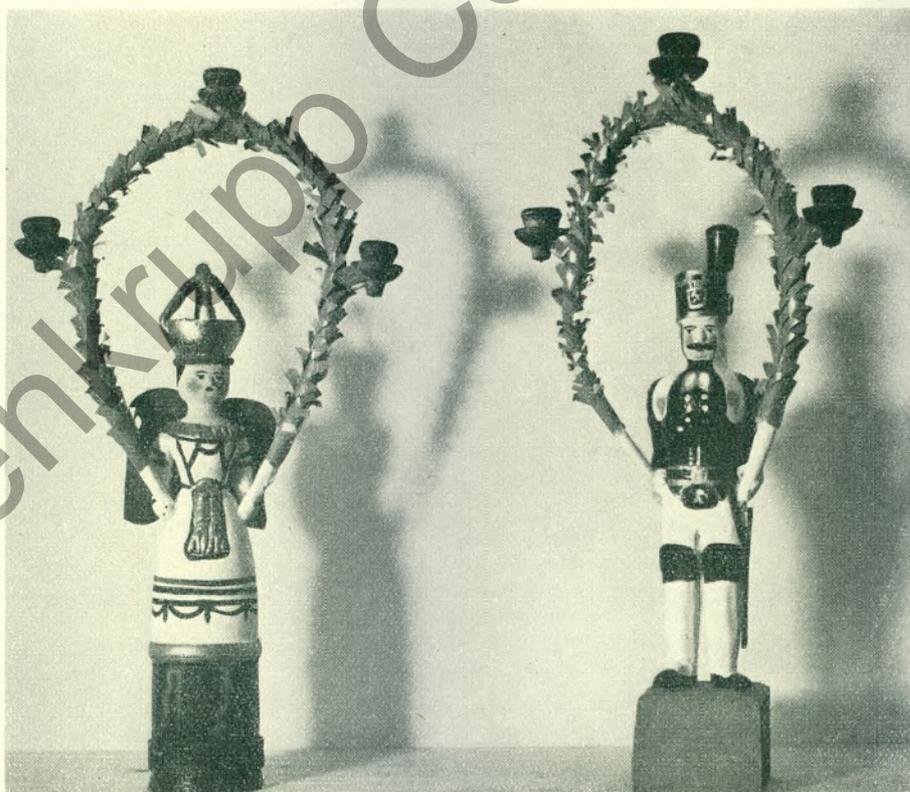


Schmiedeeiserner Schwibbogen aus dem Erzgebirge.

Alte Lichterbräuche.

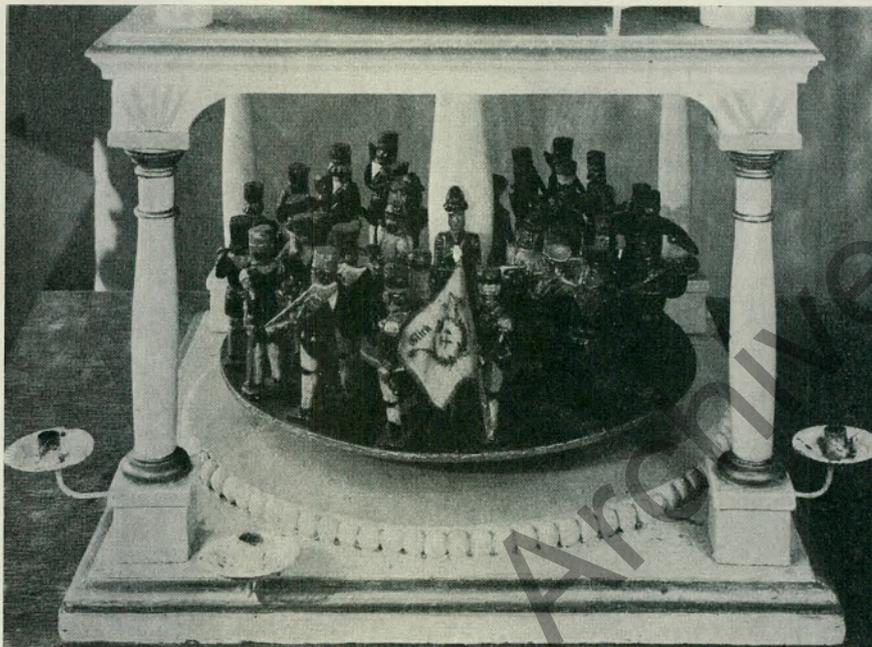
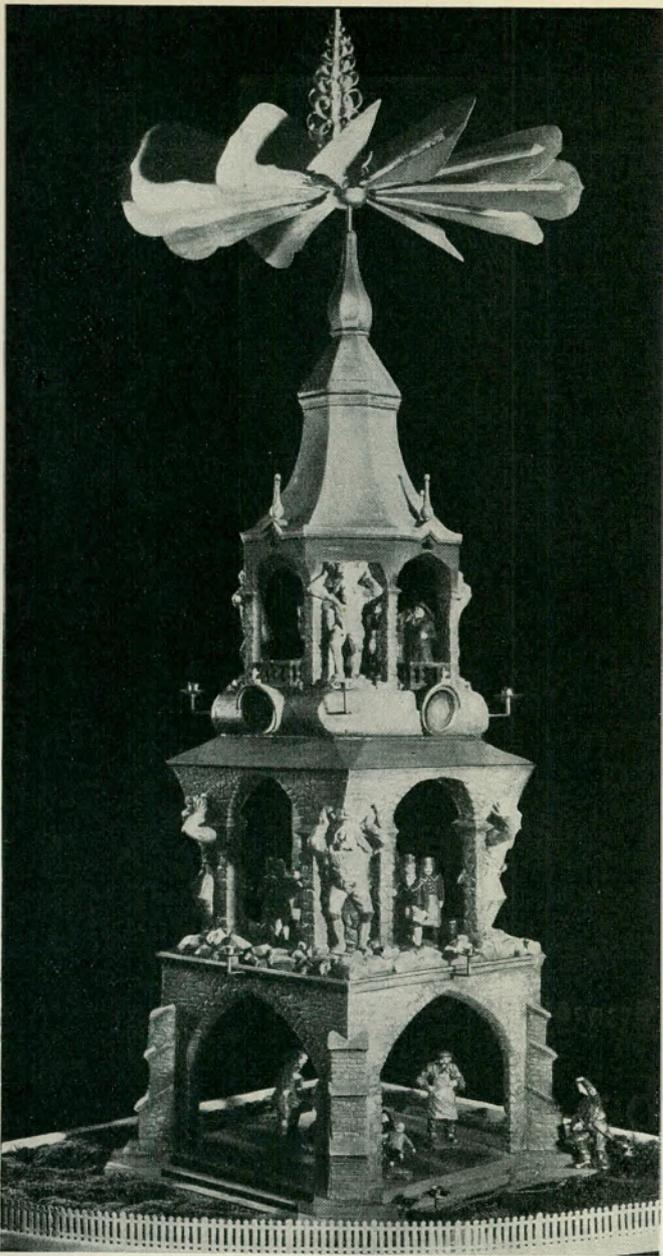
Von Hans Friedrich Geist.

Sonne! Strahlendes, gültiges Gestirn! Du gehst von uns! Deine Himmelsbahn wird kleiner, und unser Tag währt wenige Stunden. — Wir wissen: du kehrt wieder, du ruffst die schlafende Natur, diemütterliche Erde von neuem ins Leben. Wir ahnen im Vorgefühl kommender Freuden das ferne Blühen des Sommers im strahlenden Glanz deines Lichtes. Das Ferne ist unser Trost. Ja, wir wissen: du bleibst — und doch, Gütige, dein Fortgehen erfüllt uns Jahr um Jahr mit Trauer. Kindern gleich ist uns zumute, nach



Engel und Bergmann als Kerzenträger.

denen die Mütter, die geliebte, nur gelegentlich schaut, um sie für dunkle Stunden zu verlassen. — Keimt, trotz aller Gewissheit, in uns die Angst nicht, sie könnte eines Morgens nimmer wiederkehren, uns immerdar verlassen? Und wir fühlen uns fallen in den schwarzen Abgrund der Nacht. — Doch du bist bei uns, Sonne, wenn du auch spät kommst und früh uns verläßt. Die Bewohner der Täler, die nur am Leuchten der hohen Gebirge deine Gegenwart schauen, auch sie wissen, daß du ihnen bleibst.



Zu den Bildern auf der vorhergehenden Seite:

Schwibbogen. Wenn ein Bergjahr glücklich zu Ende gegangen war, hängten die erzgebirgischen Bergknappen einst — und in manchen Gruben besteht diese Sitte bis heute — ihre Beleucht an den Schwibbogen am Stolleneingang. Dieses schöne Brauchtum gab Anlaß zur Herstellung von schmiedeeisernen Schwibbogen, die, mit Darstellungen aus dem Bergmannsleben geschmückt, nicht nur von der handwerklichen Liebe des Bergmanns zu seinem Beruf Kunde geben, sondern zum Teil auch in der Anordnung und Aufstellung der Motive sowie in der sicheren, werkgerechten Behandlung des spröden Werkstoffes Eisen als Zeugen einer alten bodenständigen Volkskunst anzusprechen sind.

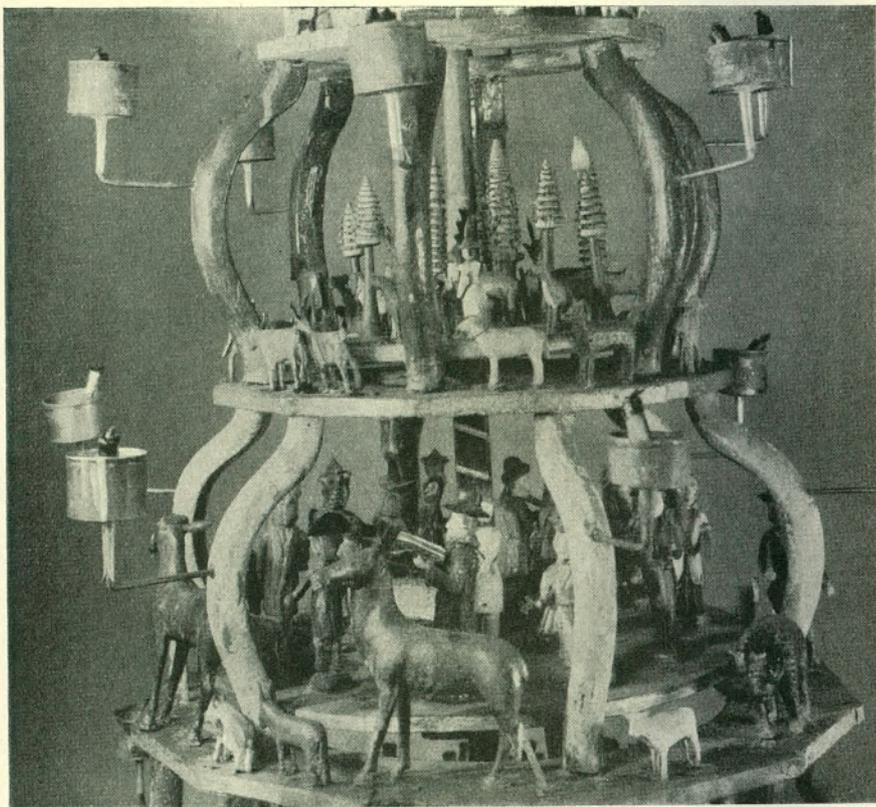
Engel und Bergmann als Kerzenträger. Als Wahrzeichen erzgebirgischer Weihnacht stehen sie an den Fenstern eines jeden schlesischen Bergmannshauses und künden durch ihre Zahl, wieviel Kinder im Hause sind — denn soviel Mädchen, soviel Engel, und soviel Jungen, soviel Bergmänner werden aufgestellt.

Die Nächte sind lang. Wie würden sie uns würgen ohne den Zauber des Lichtes, das wir entzündeten, sehnsüchtig nach Heimkehr der Geliebten. — Weder Dank noch Ruf aber würde sie erreichen, wenn sie ewig wäre auf dem Throne des Himmels. Kein Lichterbaum, kein strahlender Bogen, weder Kron' noch Pyramide würden brennen ohne ihren Verlust. Weil Finsternis ist, lieben wir das Licht; weil die Nacht währt, rufen wir die Sonne. Ein Gott hat winters den Heimgang gesetzt, den kleinsten Bogen, damit wir die Wiederkehr feiern, wenn sie anhebt zur Zeit der Wende. — So will es ein ehernes Gesetz: Der Verlust offenbart das Wesen der Dinge. Weil Sterben ist in der Welt, weil es Nacht gibt, Kälte und Not, allein darum erhebt sich der Gesang aus der Seele des Menschen. Alles Singen will ein ewiges Licht.

*

Der Kult des Lichtes, wie wir ihn Jahr um Jahr zur Weihnacht erleben, ist ein nordischer Kult, der nur in nördlichen Breiten geboren werden konnte. Wie sehr fehlt uns schon in Italien der Zauber des Lichtes zur mittwinterlichen Zeit! Wir unterscheiden die Sommerform der keimenden, blühenden und reisenden Erde deutlich von der Winterform, die uns Nacht, Einsamkeit und Kälte bringt. Der Wechsel in der Leuchtkraft und Leuchtdauer des Gestirns ist die Ursache unserer Liebe zum Licht. Der Kult, der den Wechsel begleitet, entstammt der Erlebniswelt des erdgebundenen, des bäuerlichen Menschen. Sein Leben und seine Arbeit werden vom Lauf der Sonne entscheidend bestimmt. Der Lichtglaube ist — wie vor Jahrtausenden — noch immer der Ausdruck unserer Welt- und Lebensanschauung. In allen Wandlungen und Verwandlungen der religiösen Bekenntnisse hat sich der Glaube an das Licht als innerster Kern gläubiger Verehrung bewahrt.

XII/18

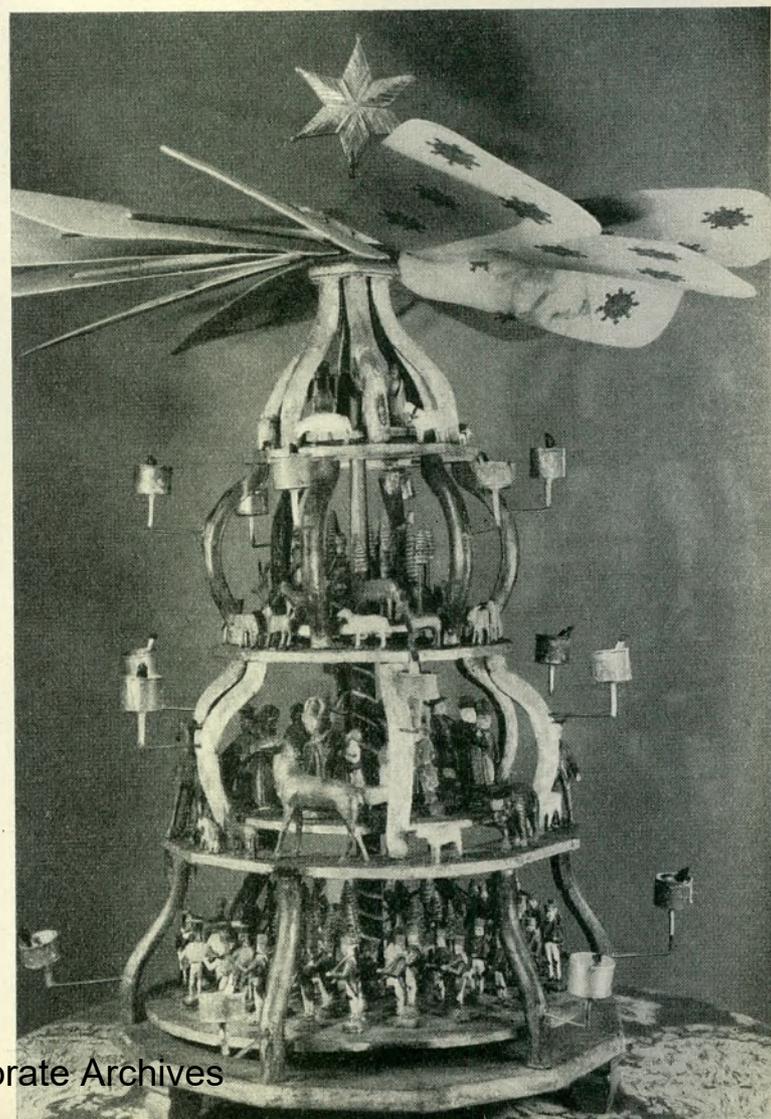


Diese und gegenüberliegende Seite:
Erzgebirgische Weihnachtspyramiden.

Um eine drehbare Mittelachse sind drei „Bühnen“ in gleichen Abständen angeordnet, die heimatische Szenen, Bergparaden, Hirten, Jäger und Holzfäller in geschnitzten Figuren zeigen. Die Kerzen (früher Öllämpchen) an den Tragstützen oder Bühnenlaublenken stehen auf eingesehten Ständern. Die aufsteigende Wärme treibt das Flügelrad, das die Achse mit den Bühnen bewegt. Am Fuß der „Peremeit“ ist häufig ein kleiner Garten. In mannigfaltigen Formen, klein oder groß, bescheiden oder prunkvoll, stehen die Pyramiden in den Stäben und mancherorts auch auf dem Marktplatz kleiner Städte, eine schimmernde Zauberwelt, die sich leise und feierlich bewegt.

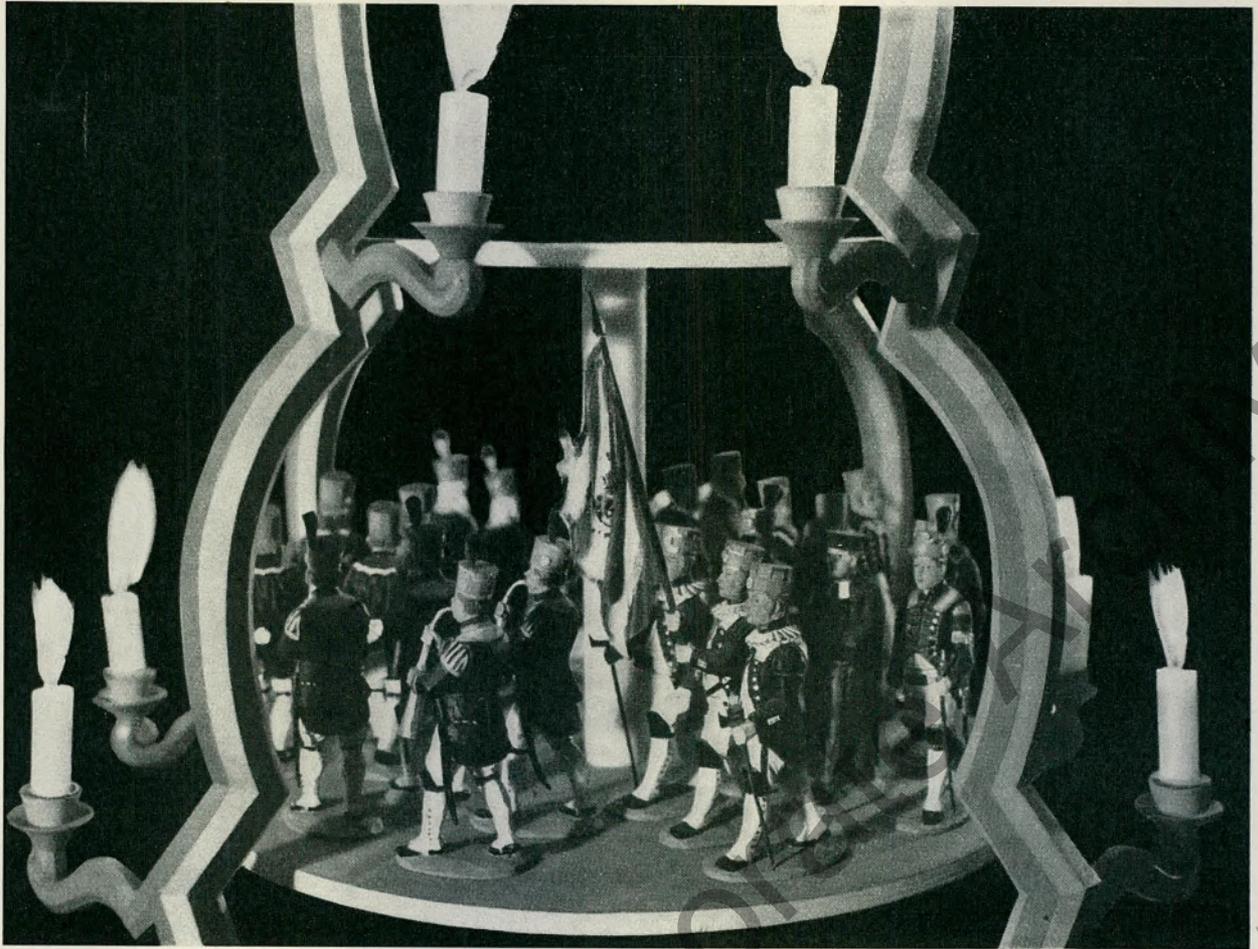
Die beiden Teilstücke (oben) sind Ausschnitte aus den untenstehenden Pyramiden und lassen die schön geschnitzten Figuren einer Bergparade, der Hirten und Herde erkennen.

Das obere Bild der nachfolgenden Seite zeigt als Ausschnitt der nebenstehenden Pyramide eine festliche Bergparade. Lichtbilder: (6) Landesbildstelle Gachsen (4) Diemer-Pagisch.



„Im Schwerpunkt dieser Weltanschauung steht der Ewigkeitsgedanke, der Unsterblichkeitsglaube. Tag reiht sich an Tag, stets wird er neu geboren, erreicht seine Höhezeit und stirbt, um einem neuen Raum zu geben. Auch das Jahr erseht zur Winterformenwende, wächst und erseht seine Hochzeit an der Sommerformenwende, um in den Winter zu eingehen, aus dem doch ein neuer Frühling geboren wird. Ja, selbst ein Menschenleben ist nichts anderes als ein solches Erwachen, Wachsen, Blühen, Reifen und Sterben, indes das Blut in der Spitze ewig weiterlebt. Die Erkenntnis vom ewigen ‚Stirb und Werde‘, vom ewigen Anfang und Endlosen der göttlichen Ordnung, das im sonnen-sinnbildlichen Kreis, Kranz oder Rad sein heiliges Gleichnis gefunden hat, steht hinter allem Brauchtum im Jahres- und Lebenslauf und bildet gleichsam den Schlüssel für seine Deutung.“ (Hans Strobl in „Bauernbrauch im Jahreslauf“.)

Der Ablauf des Sonnenjahres, der den Rhythmus des Natur- und Menschenlebens bedingt, ist uns die sichtbare Ordnung einer göttlichen Macht. Die Wendepunkte des Sonnenjahres (zwei Sonnenwenden und zwei Sommernächten) sind der tiefere Anlass zu allen unseren Festen. Die Weihnacht ist das Fest der Wiedergeburt des Lichtes. Die Sonne kehrt aus ihrem kleinsten Umgang zurück zu einem neuen Aufstieg. „Eine Tochter gebiert die strahlende Göttin, ehe der Wolf sie würgt —“, heißt es in der Edda. Am Tag der Wende beginnt das Julrad wieder zu rollen. Die Sonne befreit sich aus der würgenden Enge der Schlinge und steigt abermals siegreich am Himmel empor, zur Weihnacht einen „Mückenschritt“, am Neujahr einen



Die Bergparade.

Teilstück einer erzgebirgischen Weihnachtspyramide.

„Hahnenritt“, am Dreikönig (6. Januar) einen „Hir- sphenprung“ und an Lichtmess eine „ganze Stund“.

Das Licht und das Feuer sind die höchsten Symbole des Sonnenglaubens. Aus dem Feuer erhebt sich der Adler zur Sonne. Feuer und Licht leuchten in den Winternächten, um die Finsternis zu bannen, um den Beginn des neuen Sonnenjahres zu grüßen.

*

Wie erhebend, wenn es möglich wäre, nächstens und heimlich durch die deutschen Gauen, durch die nördlichen Breiten zu wandern, um in festliche, lichterhellte Räume zu schauen! Ein inniges Verlangen nach Freude, Wärme und Gemeinschaft heißt die Menschen die Kerzen und das Feuer entzünden. Ob sie es wissen oder nicht: sie grüßen die Sonne und hoffen auf die Wiederkehr eines neuen Jahres, reich an Sieg und Ernte. Sie dienen, bewusst oder unbewußt, einem Gott, dessen Namen sie gar nicht erst nennen, so gegenwärtig, so selbstverständlich und wunderbar ist seine Macht. Das Glück, das sie einhüllt, ist ihr Glaube, ihre Kraft und ihre Gewißheit.

Ständer, Bogen, Bäume und Kronen, welche Vielfalt des Lichtes, welche Variationen der Ordnung, welche Feier und Andacht im Dienste des Gestirns!

Vereinigen wir alle Lichtträger einmal in einem einzigen Raum! Welch ein Anblick!

Nur eine Seele, „nach Licht und Klarheit begierig“, konnte diese mannigfaltigen Formen erfinden. Sie wurde und wird nicht müde, sie immer neu zu wandeln. Formen, die Ausdruck einer ursprünglichen und tiefinnerlichen Haltung des Menschen sind, können niemals zu inhaltlosen Schemen erstarrten. Der kleinste Lichtständer ist ein Lied. Die Lichter der Bogen und Kronen sind ein Chor, der sich in den Bäumen und Pyramiden zu einem umfassenden Gesang der Freude erfüllt.

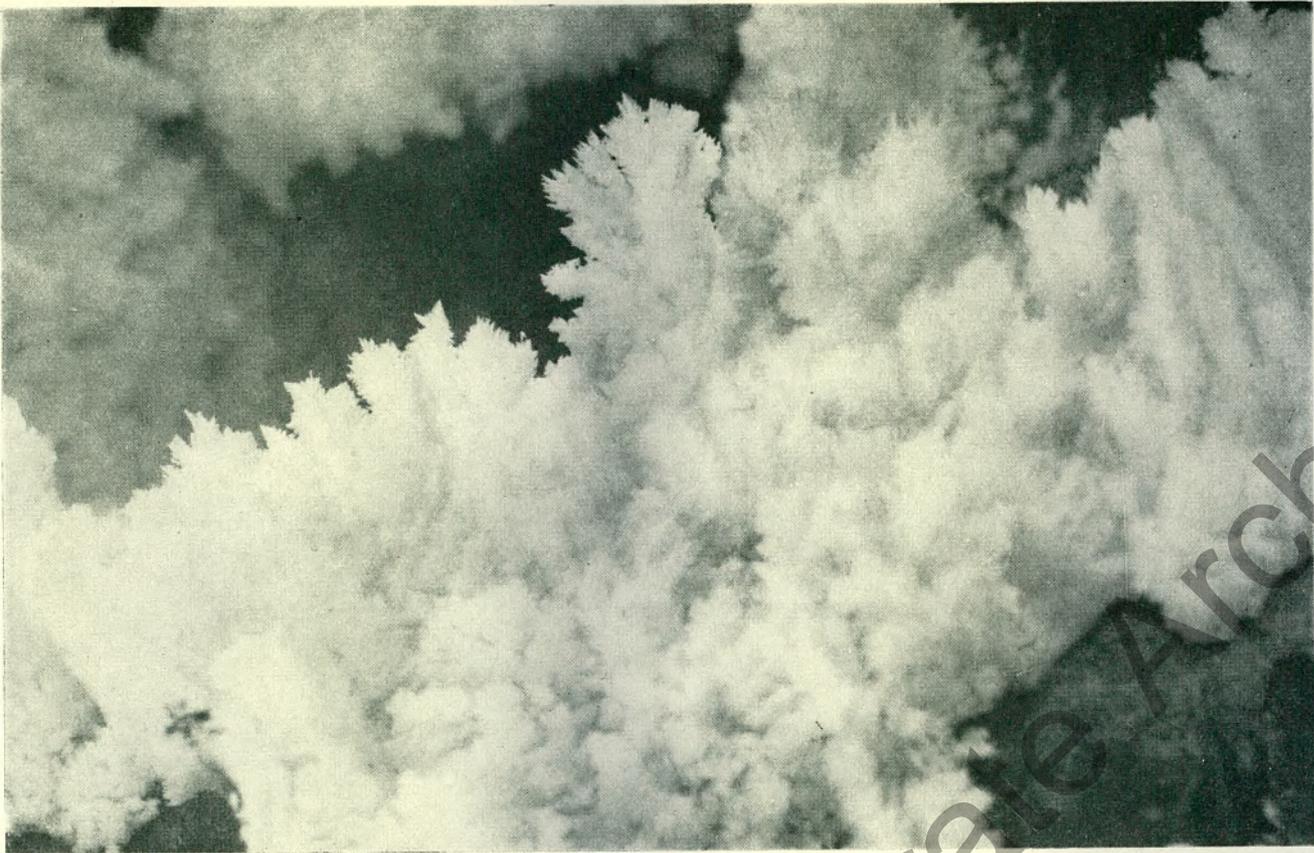
Wenn die Kerzen am Weihnachtsabend brennen, dann hüten die Mütter, die lebenden und die toten, das Licht, das das Dasein lenkt vom Anfang bis ans Ende. Auch das Sterben ist nichts anderes als eine Heimkehr zum Licht. Doch vom Geheimnis zu sprechen geziemt allein dem Dichter:

„Wir sind beladen
Mit Stoff der Sonne.
Wir müssen schwinden,
So stark sind wir.
Es gibt kein Ende,
Nur glühendes Dienen.
Zerfallend senden
Wir Strahlen aus.“

(Hans Carossa.)



Bergmann als Kerzenträger.
Erzgebirgische Schnitzarbeit.



Raubreifzauber um eine Glasfächerbe.

Lichtbild: R. Fallensleben.

Reifkristalle.

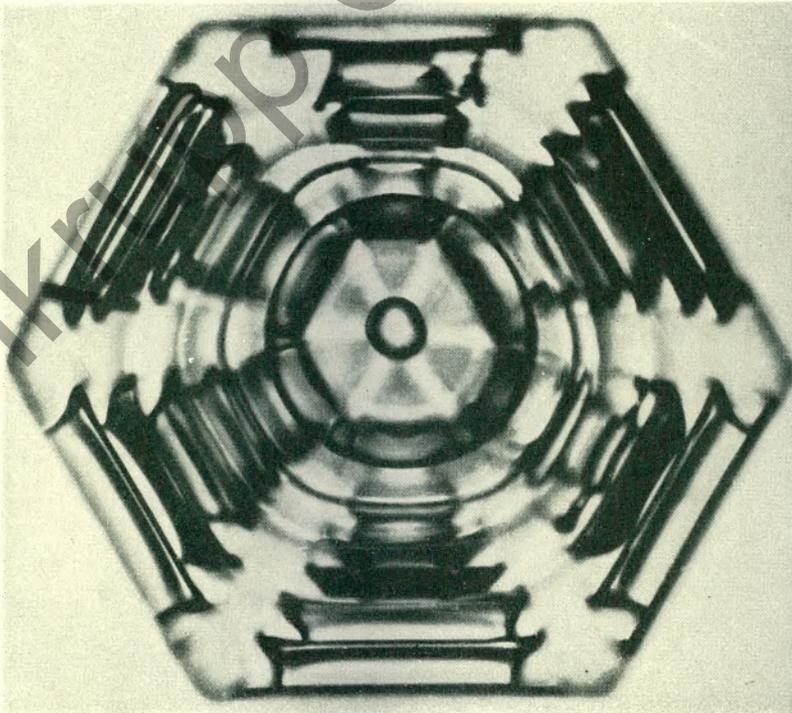
Neue Forschungsergebnisse aus dem Reich der Schneekristalle.

Von Major J. Hell (s. S. im Felde).

Etwa zur gleichen Zeit, als die Zeitschrift „Das Werk“ Anfang 1941 meine Arbeit über Schneekristalle veröffentlichte, glückte mir ein neuer wesentlicher Schritt vorwärts in der Erforschung von Schneekristallen. Nach unzähligen mißglückten Versuchen gelang es Mitte Februar, in etwa 700 Meter Höhe Reif in schneekristallähnlichen Gebilden auf ausgelegten Glasplättchen wachsen zu lassen.

Die meisten Menschen begnügen sich damit, die winterliche Pracht, mit der des Raubreifes glitzernde Gebilde in kalten, nebelseuchten Nächten Bäume und Erträucher, Mauern und Steine, Brücken und Gitter, Zäune und Drähte verschwenderisch schmücken und die Landschaft in ein bezauberndes Märchenbild zu verwandeln vermögen, als Augenweide zu genießen, ohne sich um die Beschaffenheit dieser Naturerscheinung zu kümmern. Doch ähnlich wie bei der näheren Betrachtung der Schneekristalle, öffnet sich dem Suchenden auch in den Formen des Reifes eine neue, vielgestaltige Welt.

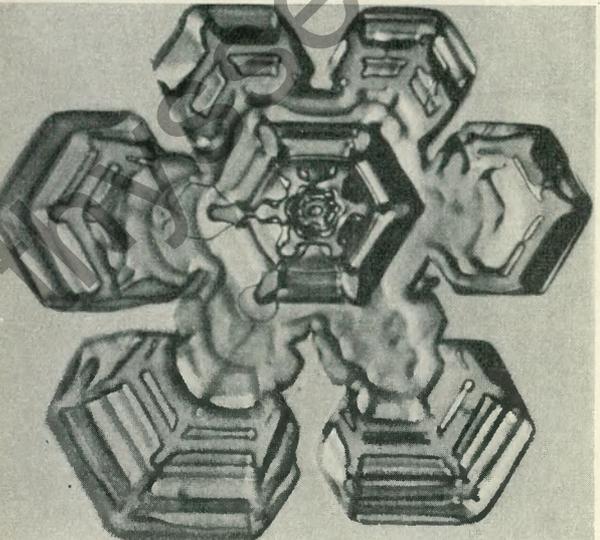
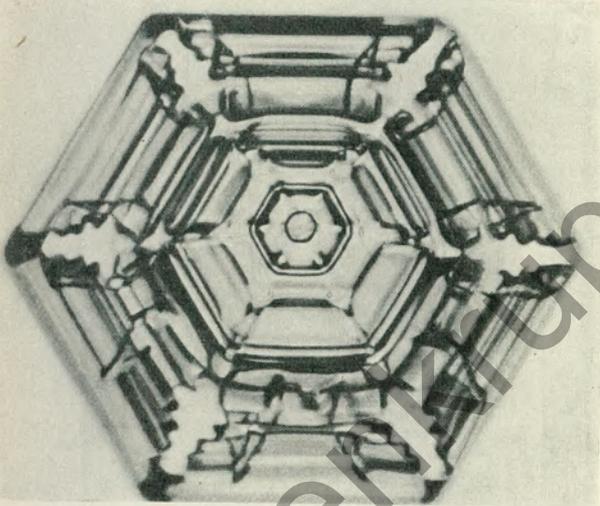
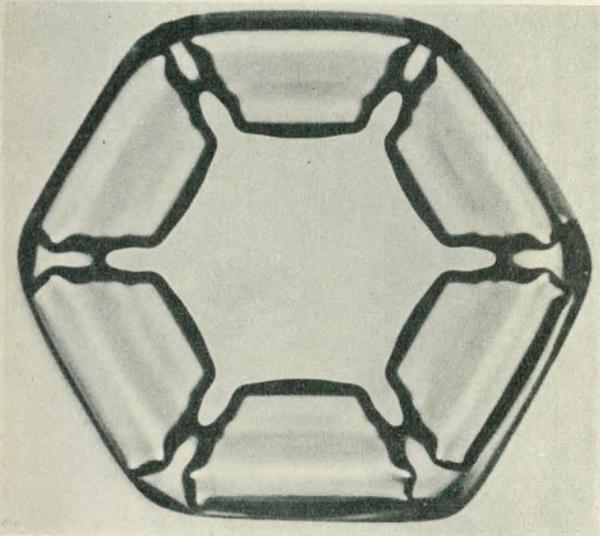
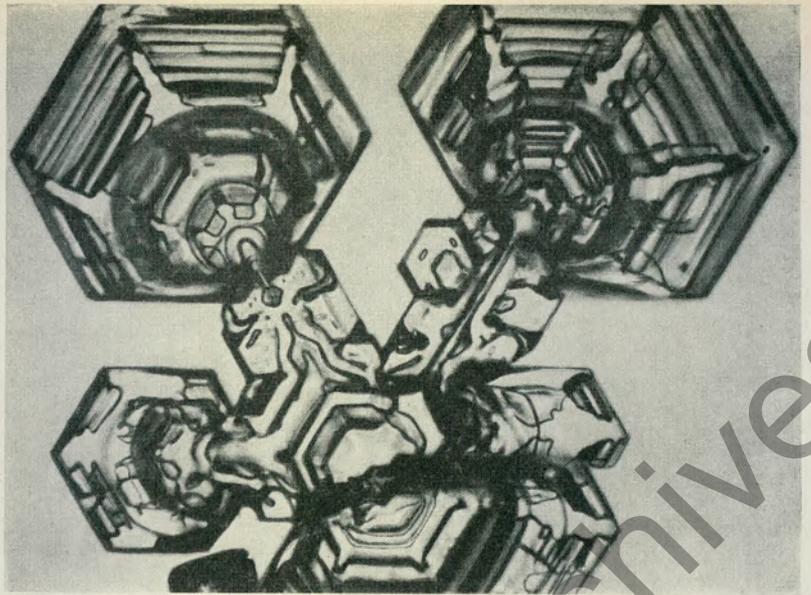
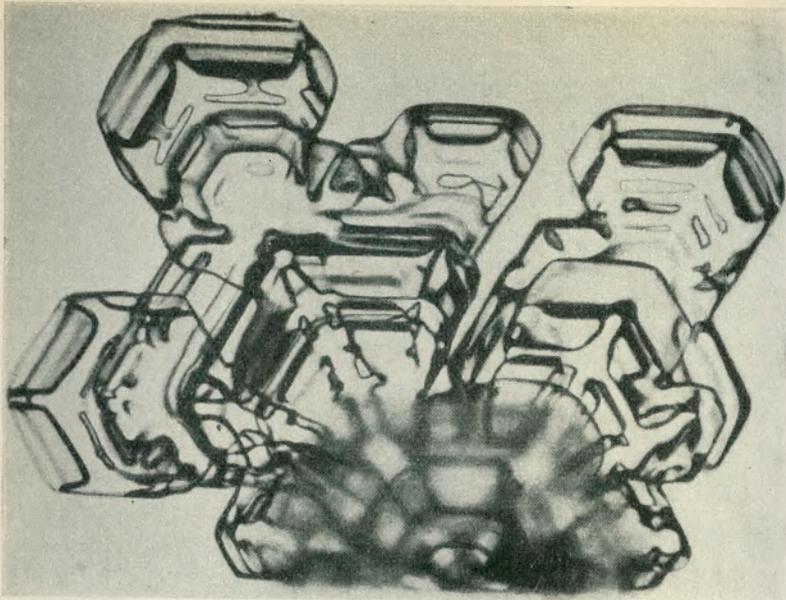
Im allgemeinen sind



Sämtliche Mikroaufnahmen: J. Hell.

kunstvoll und vielgestaltig sind die Reifkristalle, kleine Wunderwerke der Natur, deren volle Schönheit sich erst im Mikroskop offenbart.

Die Reifgebilde weit weniger abwechslungsreich als etwa der Schnee in den millionenfach verschiedenen Formen seiner Kristalle, aber unsere Vergrößerungen beweisen, daß auch im Reif eine fast unerschöpfliche Fülle von Schönheit und Formenreichtum ruht. Die hier abgebildeten Kristalle sind ausnahmslos im Freien entstanden. Es mag unsere Leser vielleicht interessieren, die Geschichte dieser „Entdeckung“ zu erfahren. Wie so oft, war der Ausgangspunkt des Weges zum Erfolg der — Zufall, der mich an einem besonders kalten Januarmorgen in der Dämmerstunde auf dem mit gestrichenem Blech überdeckten Geländer meines



2. Ein formschöner einseitiger Doppelkristall entstand dadurch, daß sich der Anfaßpunkt beider Kristalle auf einem Glas-scheibchen bildete. Ihre Ebene stand senkrecht zur Unterlage, so konnten sie sich nur einseitig ausformen.

4. Ein Kristall, dessen Herkunft — Schnee oder Eis — nicht eindeutig festzustellen war. Er zeigt sehr flaches Zymenteil, nach außen aufgewölbten Rand und regelmäßige Zeichnung.

5. Besonders reich gegliederter Doppelkristall, bei dem nicht zu erkennen ist, ob die Wölbung nach innen oder außen liegt. Die feinverastelte Zeichnung weicht nur wenig von der Symmetrie ab.

6. Durch schräg einfallendes Licht wird die plastische Wirkung dieses einseitigen Doppelkristalls besonders betont. Zwischen dem oberen Plättchen und dem stumpfstrahligen unteren Kristall ist ein zweiter Kristallkörper eingeschoben.

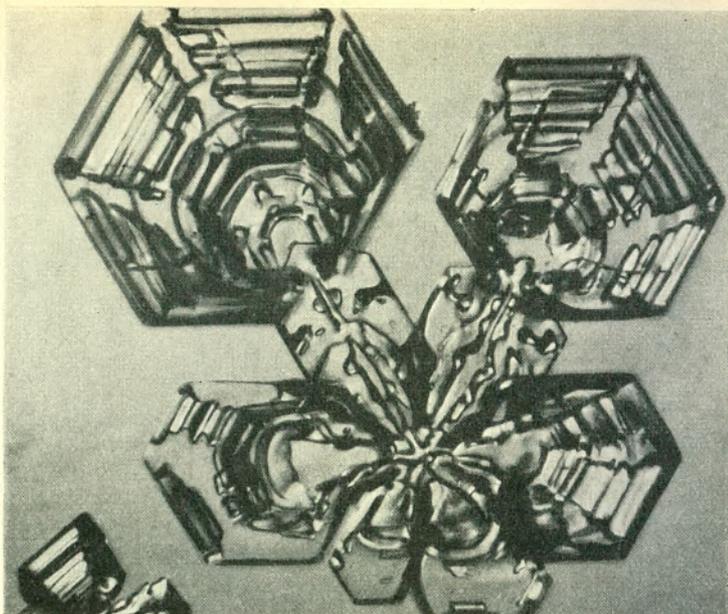
3. Bei diesem Reifkristall haben sich nur zwei Strahlenden zu geschlossenen Plättchen geformt. Ein Vergleich mit dem gegenüberliegenden Kristall zeigt eine große Ähnlichkeit, deren Ursprung zweifellos im Zusammentreffen gleicher Einflüsse bei der Kristallbildung liegt.

Balkons einen reißfähigen Überzug entdecken ließ. Mehr aus Gewohnheit als Überlegung prüfte ich die Struktur des Niederschlags mit dem Vergrößerungsglas. Sie war die gewohnte, wohl auch vielen unserer Leser bekannte (Abb. 8): wuchernde Gebilde, die an Zweige und Blätter erinnern, aber so gut wie keine Ähnlichkeit mit den regelmäßigen, formschönen Schneekristallen haben.

Plötzlich fand ich überraschend auch ein fast völlig regelmäßiges, allerdings winzig kleines Plättchen, das ich zunächst für einen Schneekristall hielt. Um es näher untersuchen und mit dem Objektiv einfangen zu können, mußte ich das Plättchen auf eine Glasunterlage schieben; ein mühseliges Begimmen — es war angefroren, und beim Versuch, es mit einer Stahlfeder vorsichtig loszulösen, sprang es in hohem Bogen davon. Mehrmals nacheinander entzogen sich andere Plättchen auf die gleiche Weise meinem Zugriff, als wollten sie das Geheimnis ihres Formenbildes nicht entschleiern lassen. Im Verlauf einer Stunde schmolz mit dem Steigen der Sonne der weiße Spuk dahin.

Einige Tage später, an einem etwas weniger kalten Morgen, hatte ich mehr Glück; noch nach Einbruch der Morgendämmerung entdeckte ich im weißen Belag wieder einige Plättchen. Mit vieler Mühe gelang es, eins der „springlebendigen“ Gebilde auf die Glasunterlage zu bringen, das sich unter dem Mikroskop als ein Kristall mit reicher Zeichnung und Form erwies. Die Wahrscheinlichkeit, daß es sich nicht um in der Nacht gefallenen Schnee, sondern um einen Reifkristall handelte, war erheblich gestiegen, aber keineswegs zur Sicherheit geworden. Nur die systematische Untersuchung konnte hier endgültig Klarheit schaffen: Es begann eine mir endlos erscheinende Kette von Versuchen, die sich über 28 Nächte erstreckte, in denen ich, von 6 Uhr abends an beginnend, stündlich fünf bis zehn Glas-scheibchen auslegte in der Hoffnung, es würden sich ähnliche formreine Plättchen darauf bilden, wie ich sie zu Beginn festgestellt hatte.

Trotz seiner vorläufigen Erfolglosigkeit war das Ergebnis interessant. Oft bildeten sich reifartige Niederschläge, aber statt zu wachsen, verschwanden sie nach einigen Stunden. In keinem Fall überdauerten die Reifbildungen die frühen Morgenstunden, bis endlich Mitte Februar — es war der 29. Morgen — eine herrliche Ernte alle Mühe reichlich lohnte: Hunderte von völlig gleichmäßigen Plättchen waren neben stuppigen Reifkristallen über die Glasunterlagen verstreut. Die ganze Art und Anordnung, vor allem die eindeutige Einbettung in die verschiedensten bekannten Formen schlossen jeden Zweifel, daß es sich um Reifkristalle handelte, aus.



7. Der unregelmäßige Kristall gleicht seinem linken Nachbarn so sehr, daß man an der Ähnlichkeit der beiden Formen eine Gesetzmäßigkeit vermuten möchte. Tatsächlich handelt es sich jedoch bei beiden Kristallen um eine Abweichung von der normalen Form, d. h. um eine Mißbildung.

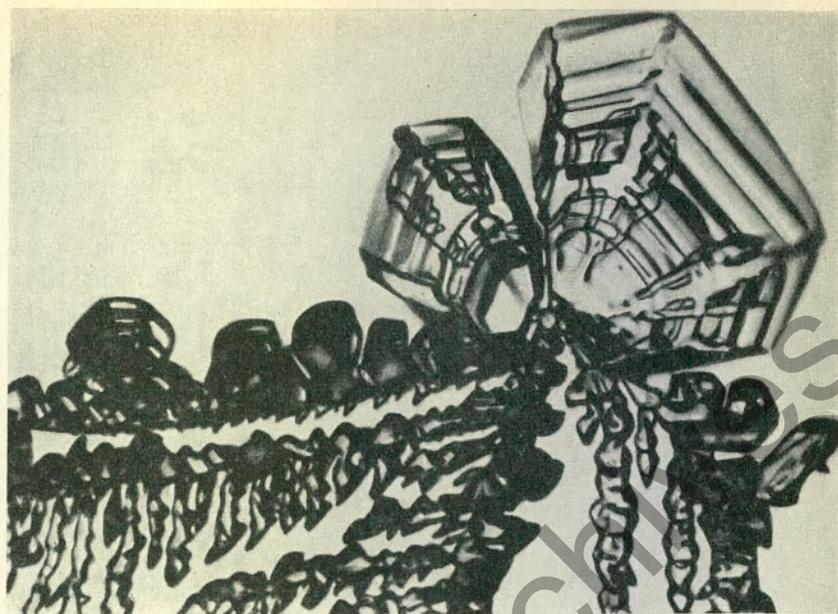
Die Tatsache, daß tags zuvor stundenlang strahlende Sonne eine starke Erwärmung der Atmosphäre erreichte und über Nacht erheblicher Kälteeinbruch erfolgte, der in den besonders kalten Stunden vor der Dämmerung zu starker Übersättigung der Luft an gasförmigem Wasser geführt hatte, war bei der entscheidenden Reifbildung von Bedeutung. Allerdings hatte auch das isolierende Glas als Unterlage die Bildung weit weniger begünstigt als die metallische des Blechgeländers, auf dem sich in den vorhergehenden Nächten verschiedentlich Reif gezeigt hatte, was ich als neuen Teilbeweis für meine im Januarheft niedergelegte Theorie über die elektrische Aufladung von Staubkörnchen und ihren Einfluß auf die Bildung von Schneekristallen ansehe.

Verschiedentlich lagen die Plättchen, vor allem, wenn es sich um stumpfstrahlige Kristalle handelte, nicht flach, sondern waren, teilweise völlig gleichmäßig ausgeformt, in schräger, dem Wind zugekehrter Richtung gleichsam aus dem Glas-scheibchen herausgewachsen. Andere, schräg aufwärts gerichtete Kristalle schienen förmlich in dem Glas zu stecken (Abb. 2). Legte man diese vorsichtig um, so waren sie meist nur etwas mehr als zur Hälfte ausgeformt.

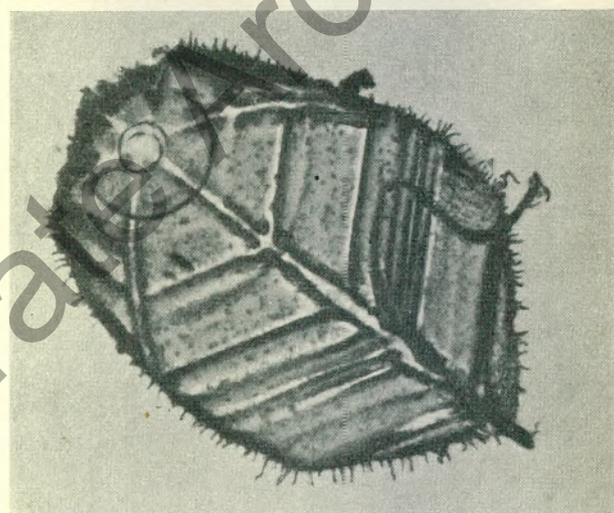
Die Mehrzahl der beobachteten und im Bild festgehaltenen regelmäßig geformten Kristalle hatten die Neigung zur Becherform. Sie glichen mehr oder minder flachen Schüsseln, deren Mitte oft nur sehr wenig tiefer liegt als der äußere Rand der Kristalle. Von der Mitte wuchsen die Seitenwände in Stufen, manchmal in Wellenlinien steigend und fallend, nach außen zu an. Manchmal entstanden regelrecht Becher, wie Blütenkelche, von einem dünnen Stengel getragen (Abb. 9).

Die eigenartigste Feststellung bei der Auswertung der bis jetzt erzielten Aufnahmen ist zweifellos folgende: Durch die beiden Abb. 3 und 7 ist erwiesen, daß selbst bei ganz grotesken Formen der Reifbildung eine klare Gesetzmäßigkeit am Werk ist, so daß sogar dann, wenn Mißbildungen entstehen, diese sich zuweilen wie Brüder ähneln. Trotz mancher Abweichung in Einzelheiten ist nicht allein die Grundtendenz der Mißform beider Kristalle die gleiche, sondern es finden sich auch manche fast unheimlich wirkende Ähnlichkeiten der Einzelheiten, wie zum Beispiel die beiden nach unten weisenden Ansätze zu den breit ausgeformten sechseckigen Strahlenenden (Abb. 3 und 7).

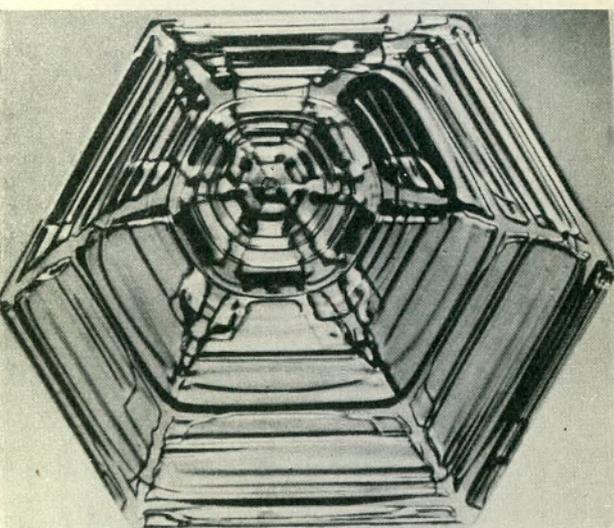
Es besteht wohl kaum ein Zweifel, daß die einfache Form der Versuche zur Bildung von Reifkristallen uns viele neue Aufschlüsse vermitteln kann. Vielleicht führt sogar der Weg über dieses Experiment zur endgültigen Lösung der heute noch bestehenden Rätsel über Entstehen, Wachsen und Vergehen der Schneekristalle.



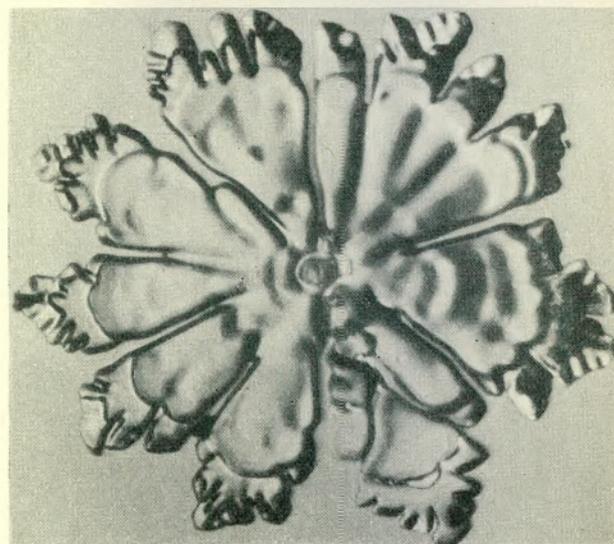
8. Oben: Auch dieser feinerästete Kristall ist als Mißbildung anzusprechen.



9. Ein besonders plastischer Reifkristall, dessen Form an einen Dientorb erinnert. Das auf der rechten Seite erkennbare Fäserchen hat wahrscheinlich die becherförmige Bildung beeinflusst.



10. Wie ein Spinnennetz wirkt die Zeichnung des becherförmigen Kristalles, der sich, einem aufgespannten Schirm gleich, nach außen wölbt.



11. Durch störende Luftbewegungen und andere äußere Einflüsse entstand eine zerrissene Form des Reifkristalls, die an einen Schneekristall erinnert.

Was weißt du vom Stahl?

Gedanken zu dem Werk: „Du und der Stahl“ von Volkmar Muthesius.

Das gesunde Mißtrauen, mit welchem der Deutsche bislang sogenannte populärwissenschaftliche Werke zur Hand nahm, ehrt ihn als einen Mann von Gründlichkeit. Verdanken wir doch dieser Gründlichkeit, dieser zuverlässigen Unbestechlichkeit des Wissenschaftlers, des Kaufmanns oder des Arbeiters unseren aus allen Niedergängen immer wieder aufstrebenden Schwung zu nationaler und damit kultureller und zivilisatorischer Weltgeltung. Nun liegt es klar auf der Hand, daß gerade die letzten anderthalb Entwicklungsjahrhunderte das Leben bis in seine feinsten Ausprägungen geistiger Regsamkeit so unendlich geändert und gleichzeitig so grundlegend neu geformt und bereichert haben, daß sich der Mensch mehr und mehr in die ihm jeweils eigene Sphäre des Wissens und Erlebens zurückgedrängt sieht. Was darüber hinausgeht, ist so überwältigend — wenn wir hier nur vom technischen Erfindungsreichtum sprechen —, daß sich vor seinen Augen die im tiefsten Grunde organische Einheit alles Geschaffenen in eine unübersehbare Fülle komplizierter Einzelheiten auflöst, der er nun als „Laie“ mehr oder weniger hilflos gegenübersteht.

Wer auch nur einiges von Stahl und Eisen weiß, wird sich leicht denken können, daß ein Versuch, diese gewaltige Wissensmaterie aus Jahrhunderten allgemeinverständlich darzustellen, ein sehr Kühnes Unterfangen bedeuten muß. Dr. Volkmar Muthesius, Wirtschaftsschriftleiter an der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“, dessen Hauptarbeitsgebiete die Schwerindustrie, Kohlenbergbau und Eisen- und Stahlindustrie sind, gibt nun auf rund vierhundert Seiten mit etwa fünfzig wundervollen, ganzseitigen Aufnahmen und kleineren Textkizzen einen Überblick über die Werdewelt des Eisens, zeitlich von den Ursprüngen menschlicher Eisenarbeit bis zum heutigen Tage, stofflich vom Roherz bis zur höchstentwickeltesten Uhrfeder. (Deutscher Verlag, Berlin. Geb. 7,50 RM.) Um es gleich vorweg zu sagen: Kein Roman kann spannender sein! Muthesius findet einen so anschaulichen Stil des Erzählens, einen leichten Plauderton voller Plastik und spürbarer eigener Anteilnahme an seinem Stoff, daß man allein diese Art des Vortrages um ihrer selbst willen studieren könnte: Wie hier dem Leser, oft mit Humor, etwas erklärt wird! Dabei ist Erklären ohne Lehrauftrag zu werden stets eine schwere Kunst! Und doppelt schwer bei einem so spröden und unübersichtlichen Stoff wie der neueren Geschichte des Eisens! Es mag noch verhältnismäßig einfach sein, von der frühesten Zeit der Eisenverarbeitung zu erzählen, altägyptische Eisenversuche zu schildern, von altgriechischer Waffen- und römischer Rüstungsindustrie zu sprechen; es macht Vergnügen, Muthesius von den Schmiedeköpfen unserer germanischen Vorfahren und von mittelalterlichen Schmiedekünstlern plaudern zu hören. Dann aber bricht das 15. und vor allem das 19. Jahrhundert mit der stürmischen Vielfalt der Erfindungen über uns herein, und das Feld des Wissens und des zu Erklärenden weitet sich schier ins Uferlose.

Der Verfasser als Wissenschaftler setzt nichts voraus in diesem Buche. Geschichte unterteilt er seinen Stoff in eine große Anzahl kleinerer Abschnitte, von denen jeder in sich gerundet knapp und meisterhaft sagt, was sein Anliegen ist. So lehrt Muthesius. Wie sollte man es sonst nennen? Ein gutes Duzend Hauptabschnitte faßt die Unterabteilungen zusammen. Wir nennen nur einige: Eisen wächst in der Erde — Die Kohle als Helfer — Mythos und Wirklichkeit — Männer, die die Stahlwelt schufen — Der Hochofen — Das Zeitalter des Stahls — Stahl macht Geschichte.

Es versteht sich von selber, daß ein Buch dieser Art seinem eigentlichen Thema von Werdegang und Weltgeltung der Eisenindustrie breitesten

Raum widmet. So geben die Abschnitte über Bau und Wirkungsweise des Hochofens, von der Struktur der Erze, die vielseitige Verarbeitungsmöglichkeit des Roheisens, Schmieden, Pressen, Walzen, Gießen oder die Abschnitte über Stahlentwicklung vom Roherz bis zur federnden Klinge ein besonders anschauliches Bild von der scheinbar (und auch wohl tatsächlich) unzugänglich verriegelten Welt hochtechnischer Geheimnisse, die in Muthesius' geschickter Darstellung ungemein klar verständlich werden. Allerdings: Nicht alles ist auf diese Weise in der plastischen, jedermann zugänglichen Sprache des Alltags darzustellen! Der letzte Schleier über einer Reihe technischer Vorgänge muß notwendigerweise bleiben, etwa bei einer Erklärung dessen, was sich im Riesenbauch des Hochofens tatsächlich nach der Beschickung in der „feurigen Hochzeit“ vollzieht, oder auf welchen chemischen und physikalischen Vorgängen das Walzen letztlich beruht, oder auch wie das Elektrostahlverfahren als technisches Wunder — so kann man es doch wohl nennen? — zu verstehen ist. Muthesius bemüht sich, immer von der Oberfläche aus in das Innere, das eigentliche Wesen seines Stoffes und seiner technischen Vorgänge, vorzustoßen. Wo ein tieferes Eindringen nicht möglich ist, setzen oft die wissenschaftlichen Voraussetzungen des Lesers, nicht er, der Wissenschaftler, der Darstellung Ziel und Grenze.

Wenn wir gern diesem Werk zustimmen, so darum, weil es in seinen Ansprüchen ganz klar umrissen ist: Dem Fachmann das große Reich seiner technischen Welt planmäßig zusammengefaßt vor Augen zu führen, dem technisch interessierten Laien ein brauchbarer Führer auf eindrucksvollem Wanderweg durch die Stahl-Eisen-Welt zu sein.

Muthesius schaut in Zusammenhängen. Das ist wichtig. Voraussetzung für seine Leitindustrie „Eisen“ sind andere, verwandte Industrien: Kohle, Chemie, Eisenbahn, Schifffahrt, die in unlösbarer Wechselwirkung zueinander stehen. Ein glücklicher Gedanke des Verfassers ist es, auch diesen Industrien jeweils Sonderabschnitte mit zum Teil überraschenden Zahlenangaben zu widmen — vor allem aber auch jenen schöpferischen Menschen, den oft in der Stille wirkenden Pionieren großer Ideen, auf deren Schultern die Last gewaltiger sozialer Verantwortung ruhte, aus deren Kühnen Plänen das Riesenwerk der deutschen Industrie aufwuchs! Es fallen bekannte Namen, wie Friedrich und Alfred Krupp, August Thyssen, Emil Rirdorf und Fritz Harfort, aber auch das umstrittene, seltsame Antlitz Ewedenborgs taucht auf; es wäre eine große Reihe derer zu nennen, deren Werk beweist, wie unbedingt der schöpferische Geist, das treibende Element des Vorstoßes, stets und nur in Herz und Hirn des kämpfenden Einzelmenschen zu suchen ist. Hier ist eines der nachdenklichsten Kapitel des Buches aufgezeichnet, versteht man es nur, auch ein wenig zwischen den Zeilen zu lesen.

Vielleicht hätte Muthesius gut daran getan, die interessante Darstellung führender Köpfe durch ein Gegenbild des unbekannteren schaffenden Menschen zu ergänzen. Freilich kämen dann die Aufzeichnungen leicht in Gefahr, aus dem Rahmen eines „Stahlbuches“ hinauszugleiten — immerhin wären einige Betrachtungen über den Mann am Hochofen, den Walz- und Chemiewerker, dessen soziales und seelisches Verhältnis zu Volk und Welt und Arbeit vom Eisen geformt ist, berechtigt gewesen.

Diese am Rande verzeichneten Zwischenbemerkungen trüben den Genuß der Lektüre dieses überaus anregenden Buches natürlich nicht, denn wir vom Betriebsführer bis zum jüngsten Lehrling — und gerade dem jungen Menschen! — viele Leser wünschen! Nennen wir es darum getrost: Das Hausbuch unseres Stahlwerkers! Walter Bollmer.

Hinweise der Schriftleitung: Das meisterhafte Lichtbild der Plastik von Kurt Zimmermann stammt von Dolf Siebert, Düsseldorf. Das Gedicht von Rudolf G. Binding entstammt seinem bei Rütten & Loening, Potsdam, erschienenen Buch „Dies war das Maß“, das seine gesammelten Kriegsdichtungen und Tagebücher enthält. (Pr. 8,50 RM. in Leinen geb.)

Der Aufsatz von Dr. Max Simoneit und die vier Totenmasken sind mit freundlicher Genehmigung des Nibelungen-Verlages, Berlin-Leipzig, dem Bächlein „Unsterbliche Soldaten“ (Pr. 2 RM.) entnommen. Die Lichtbilder der Masken fertigte Erich Kirsten, Leipzig, nach den im Besitz des Hohenzollern-Museums Schloss Monbijou, Berlin, befindlichen Originalabgüssen an.

Die dem Aufsatz „Von der großen Bewährung“ beigegebenen vier Zeichnungen von Josef Arens sind verkleinerte Wiedergaben von ganzseitigen Lithographien aus dem im Verlag Georg Grote, Berlin, erschienenen Bildband „Deutsche Männer in Waffen“ (Pr. 14 RM. in Leinen geb.).

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortlicher Hauptschriftleiter: W. Debus. Schriftleitung: Düsseldorf, Reichsstraße 20. — Fernsprecher: Düsseldorf 10231. — Druck: A. Bagel, Düsseldorf.